Nr. 40 | **Leipzig, den 6. Oktober** | **1889**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

HALLE a/S.

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Dritter Jahrgang

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Altes Gold in neuer Fassung — Hindernisse im Christenleben 5 — Brauchen wir ein „neues Dogma"? 1. Einleitung; 2. Gehorsam des Glaubens; 3. Mit Christo verborgen in Gott; 4. Die Reformation; 5. Wie dünket euch um Christus? — Sinn und Widersinn des Paritätsgrundsatzes: 1. Sinn; 2. Widersinn — Das Martyrium der heiligen Perpetua und Felicitas und ihrer Genossen — „Der Prediger John Ward." Ein Roman aus dem kirchlichen Leben Amerikas: 1 — Gustav-Adolf-Verein und Diaspora; Kleine Konfirmandenanstalten in Posen; Aus der Slowakei; Schlesien — Von der Heidenmission: Die Stellung der Evangelischen Mission zur Sklavenfrage; Mission und Sklaverei; Der gegenwärtige Stand der Kolsmission; Missionsleseſtücke für Kinder — Verschiednes: Das Mainzer Journal; Massenverbreitung guter Schriften; Die Heiligsprechung des Columbus; Der St. Johannistag — Zur Beachtung — Anzeigen

Altes Gold in neuer Fassung

Jesus rex admirabilis
et triumphator nobilis,
dulcedo ineffabilis,
totus desiderabilis.
Bernhard von Clairveaux

Du hast den Sieg dir schwer errungen,
Nun ist für immer dein das Feld;
Den letzten Feind hast du bezwungen,
Mein Jesus, königlicher Held.

Die Götzentempel müssen fallen,
Wo Heidenmacht dein Licht erhellt,
Du ziehst, wo deine Fahnen wallen,
Als Triumphator durch die Welt.

Seit jenem Tag, wo dich erkannte
Mein Geist, von deinem Wort gelehrt,
Und liebend dir mein Herz entbrannte,
Bist du mir unaussprechlich wert.

Ach wolle mir dich gnädig neigen,
Wie Sonne sich zur Blume kehrt;
Dein bin ich, und ich bleib dein eigen,
Weil nur nach dir mein Herz begehrt.

Julius Sturm

Hindernisse im Christenleben

5

Ist er nicht der Zimmermann, Mariä Sohn, und der Bruder Jakobi und Joses und Judä und Simonis? Sind nicht auch seine Schwestern allhier bei uns? Und sie ärgerten sich an ihm. Marc. 6, 3

Die menschliche Natur zeigt sich von ihrer häßlichsten Seite, wo sie offenbare Verdienste nicht anerkennen will, weil der Neid es ihr nicht zuläßt. Wird der Sohn des Nachbars ein großer Mann, dessen Name weithin genannt und bekannt ist, so muß er sich gefallen lassen, daß die Leute über ihn herziehen, an ihm mäkeln und ihn nach Kräften heruntersetzen. Das Schlangenwort: Ihr werdet sein wie Gott, geht als Versuchung in der Welt um und erzeugt neben vielen andern Mißbildungen auch die Großmannssucht, die sich darin gefällt, je weniger sie ihrer Länge eine Elle zusetzen kann, um so mehr andern eine Elle abzunehmen.

So haben sie in Nazareth mit Jesu gethan. Sie wollten ihn nicht gelten lassen. Was war er andres, bessres als sie? Kannten sie nicht seine Familienverhältnisse von Jugend auf und wußten um seine bescheidne Herkunft? Vielleicht sahen sie großmütig zu, wenn er anderswo gefeiert wurde und ein Strahl seines Ruhmes auf die Heimatstadt zurückfiel. Aber sobald er unter ihnen war, sollte er nichts weiter bedeuten wie jeder andre. Und daß er mehr bedeuten wollte, daß dieser Anspruch seine persönliche Erscheinung und seine Wirksamkeit wie ein Schein von oben umwob, war ihnen ärgerlich. Sie ärgerten sich in der That an ihm. Das heißt: er war ihnen nicht nur lächerlich wie der Trauerversammlung im Hause des Jairus, sondern er war ihnen zuwider.

Das ist der Ernstfall unter den Hindernissen, von denen wir reden. Er hat etwas Schreckenerregendes an sich, und nur notgedrungen faßt man ihn ins Auge, faßt auch die Frage nur notgedrungen an, ob er sich unter uns wiederholen mag. Wollte Gott, wir könnten sagen: Nein! Denn ohne Zweifel, an diesem Punkt entscheidet sich das Schicksal der Menschen und der Menschheit, an diesem Punkte giebt es kein Brückenschlagen mehr; hier hilft auch kein Beschönigen, hilft kein Entschuldigen, hier heißt es: Entweder — Oder.

Wollt ihr Christum, oder wollt ihr ihn nicht? Wollt ihr das Christentum, oder wollt ihr es nicht?

Die Gegensätze sind in unsrem Zeitalter rasch gereift. Auf der einen Seite eine Zunahme an freudigem Bekenntnis und freudiger Bethätigung des Evangeliums; auf der andern Seite der erklärte Widerspruch gegen alles, was christlich heißt und ist. Der Widerspruch richtet sich teils gegen das Christentum, sofern es den Gegensatz gegen alles Materialistische zum Ausdruck bringt und den Idealismus im weitesten Sinne auf klassische Weise vertritt. Teils wird dem Christentum widersprochen, sofern es jenen Idealismus nicht auf die menschliche Natur und deren Vermögen, sondern auf die göttliche Offenbarung gründet, vor der sich jedermann beugen soll.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist klar, daß mit demjenigen nicht weiter gestritten werden kann, dem der Bauch sein Gott ist (Phil. 3, 19). Er wird und muß sich am Evangelium ärgern, das nur eine Regel kennt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes. Was den zweiten Punkt betrifft, so ist es nicht leicht, ihn unmißverständlich zum Ausdruck zu bringen. Aber an sich besteht kein Zweifel, um was es sich dabei handelt. Es handelt sich darum, ob der Mensch sich zutraut, seine Erlösung selbst zu versorgen, wobei wir unter Erlösung verstehn, was irgend zum Frieden und zur Vollkommenheit führt, oder ob er dazu des Vermögens bedarf, das Gott in Christo Jesu darreicht. In jenem Falle müssen wir sagen, daß abermals alles Streiten ein Ende hat. Durch keine Unterredung kommt man weiter, wo

die letzten Grundgefühle des Lebens verschiedne sind. Wer auf der Selbsterlösung besteht, muß sich an Christus ärgern.

In Goethes Faust stehn beide Standpunkte, derjenige der Selbsterlösung und der Erlösung durch die „ewige Liebe“ neben einander, aber völlig unvermittelt und durchaus unversöhnt. Faust ist insofern der Prophet des Jahrhunderts, beide Seiten des innersten Lebens der Gegenwart enthüllend, aber ohne den Accent auf eine von beiden. Wohin wird die Zukunft ihn legen?

Die Zukunft steht in Gottes Hand. Seine Wege sind unerforschlich, nicht minder seine Gerichte. Ob es deren noch vielmal bedürfen wird, bis Natur und Gnade, Welt und Christentum sich endgiltig gefunden haben? Lieber möchten wir die Frage bejahen, als auf den Standpunkt derer treten, welche die Menschen einfach aufgeben, weil sie in pharisäischer Selbstgerechtigkeit alle andern für unverbesserlich, sich selbst für die Auserwählten halten. Es fehlte noch, daß, während sich viele an Christo ärgern, wir anfingen, uns an dem Menschen zu ärgern, den Gott geschaffen hat, und für den Christus gestorben ist.

Soviel an uns ist, bleibt eins übrig: nemlich wachsam sein und beten. Wachen über uns selbst, damit wir nicht in Anfechtung fallen. Beten, daß Gottes Reich komme. Auch bitten als Botschafter an Christi Statt und in dem Bitten nicht müde werden: Lasset euch versöhnen mit Gott! Sch

Brauchen wir ein „neues Dogma“?

Uebersicht: 1. Einleitung; 2. Gehorsam des Glaubens; 3. Mit Christo verborgen in Gott; 4. Die Reformation; 5. Wie dünket euch um Christus?

1. Einleitung

An Worten hängen die Menschen. Mehr noch als auf die Sache kommt es auf das Wort an, in dem sie Ausdruck findet, darauf, ob es auffallend klingt und deshalb die Aufmerksamkeit erregt. Das habe ich an der Wortverbindung „neues Dogma“ erfahren. Ganz zufällig — im Gegensatz nämlich zur Fordrung des undogmatischen Christentums — bin ich darauf geführt worden, in den frühern Betrachtungen über „Glaube und Dogma“*) diesen Ausdruck zu gebrauchen. Nichts lag mir ferner, als damit etwas Neues sagen zu wollen. Habe ich doch seit zehn Jahren kaum etwas drucken lassen, das nicht irgendwie auf denselben Gedanken hinausgelaufen wäre. Nur die Worte waren neu. Aber eben — die machens. Nicht als hätten sie nun auch allen die Sache nahe gebracht oder das Interesse für sie geweckt. Weit entfernt! Die Worte als solche haben das Interesse erregt, Antipathie oder Sympathie hervorgerufen. Die Sache haben viele Leser aus dem Ihren hinzugethan, nach ihren Voraussetzungen und Vorurteilen hinzugedacht — ganz unabhängig von dem, was der Schreiber jener Betrachtungen sich nicht bloß dabei gedacht, sondern auch deutsch und deutlich gesagt hatte. Und wenn das schon von solchen gilt, die selber gelesen, wie denn nicht von denen, die nur aus Berichten oder Berichten über Berichte geschöpft haben. Aus den Reihen solcher ist mir die Warnung zugekommen, doch Röm. 1, 20 zu bedenken, als wenn ich mich so ungefähr an der Grenze des Atheismus bewegte! Und ein andrer hat sich bei mir erkundigt, wie der Titel der Schrift laute, in der ich für die Abschaffung des Christentums eingetreten sei! Solche Bedeutung haben Worte, und eine solche Wirkung geht von ihnen aus.

Aber was will ich denn nun, wenn ich nochmals zur Feder greife und gerade das viel angefochtne „neue Dogma“ zum Gegenstande der Erörtrung mache? Mich rechtfertigen etwa? Das sei ferne! Ich rechte nicht mit namenlosen Richtern. Ueberdies fehlt es an Stoff dazu. Den meisten unter denen, die für oder wider das Wort genommen haben, ist es gar nicht um eine sachliche Beurteilung meiner Erörtrung zu thun gewesen, sondern um eine Verurteilung oder Verwertung derselben im Interesse der Partei. Ich diene aber keiner Partei und muß

*) Vergl. in dieser Zeitschrift Nr. 1 bis 5 und Nr. 8 des laufenden Jahrgangs. Im Sonderabdruck erschienen bei Velhagen & Klasing. Dritte Auflage.

mich ganz außerhalb dieses Treibens halten. Wo dagegen sachliche Beurteilung laut wurde, handelte es sich teils um theologische Streitfragen der Gegenwart, die hier nicht ausgetragen werden können, teils war es eine wider das mißverständliche Wort „neues Dogma“ gerichtete freundliche Mahnung, deren Recht ich nach den jetzt gemachten Erfahrungen nicht verkenne, der ich aber keine Folge mehr geben kann, da das Wort nun einmal gebraucht worden ist und nicht mehr ausgelöscht werden kann. Also, um Rechtfertigung oder dergleichen handelt es sich nicht.

Jedoch ist vielfach die Meinung mir gegenüber geäußert oder denn mir zugetragen worden, daß jene frühern Betrachtungen unvollständig geblieben und dadurch dem Mißverständnis ausgesetzt seien. Wer einmal von einem „neuen Dogma“ rede, der müsse auch etwas näher und bestimmter sagen, wie es zu denken sei; sonst fehle dem Ganzen die Spitze und der Abschluß. In diesem Sinne der weitern Ausführung und bessern Verständigung möchte ich denn noch einmal das Wort nehmen.

Daß es sich nur darum handle, die Aufmerksamkeit rege zu machen und in diese bestimmte Richtung zu lenken, daß niemand das Dogma machen könne von heute auf morgen — das habe ich das frühere Mal gleich anfangs nachdrücklich betont. Ich wiederhole es jetzt. Vielleicht darf es heißen: und wenn es einen gäbe, den es aber nicht giebt, der es fertig auf den Tisch zu legen vermöchte, so würde es uns doch nichts nützen. Es kann nicht von dem oder jenem gemacht werden. Es muß in geschichtlichen Wandlungen sich aufdrängen als etwas, das der Augenblick fordert und nun nicht wieder vergessen werden kann — wie es zu geschehen pflegt, wenn Gott der Herr etwas in seiner Kirche auf Erden schafft. Aber diesem Werden gehen die individuellen Versuche und Bestrebungen voran. Die können überhaupt nicht entbehrt werden. Sie sind die Voraussetzung dessen, daß in einer gegebnen Situation, infolge der Nötigung, die darin liegt, ein Neues wird und zu stande kommt. Nicht anders als im Sinne solcher individueller Bemühung um eine wichtige Sache kann es gemeint sein, was hier über das „neue Dogma“ gesagt wird.

Und noch eine andre einschränkende Bemerkung muß ich vorausschicken. Es kann sich hier nicht darum handeln, bestimmte Formeln zu entwickeln und für sie einzutreten. Wer das will, muß einen großen geschichtlichen Stoff aus Schrift und Kirchenlehre vorführen, um hierauf seine Sätze aufzubauen. Dafür ist aber eine Zeitschrift wie die unsre nicht der Ort. Hier muß es schon bei allgemeinern Betrachtungen bleiben. Doch läßt sich auch in solchen jener Fordrung entsprechen. Ich will es in der Weise versuchen, daß ich an bestimmte Punkte der frühern Erörtrungen anknüpfe. Zunächst liegt mir am Herzen, zu zeigen, daß es sehr ernsthaft gemeint war, wenn ich mich zu den idealen Forderungen der Orthodoxie und des Pietismus bekannte. Vom Gehorsam des Glaubens und vom Leben der Seele mit Christo verborgen in Gott, soll daher zunächst die Rede sein. Dann will ich etwas näher darauf eingehn, daß in der Reformation ein neuer Standpunkt christlicher Erkenntnis erreicht worden ist, daß es nichts als eine Folgerung aus der Reformation ist, was über das „neue Dogma“ gesagt wurde. Und endlich soll der Versuch gemacht werden, an der Hauptlehre der christlichen Kirche, an der von Christus, die Forderung eines „neuen Dogmas“ beispielsweise klarzumachen. Doch wird selbstverständlich auch bei den an die Spitze gestellten Erörtrungen das Hauptthema, dies, daß es sich um die Frage nach dem „neuen Dogma“ handelt, den leitenden Gesichtspunkt bilden. J K

Sinn und Widersinn des Paritätsgrundsatzes

1. Sinn

Als für das alte Reich nach langen Mühen die konfessionellen Verhältnisse durch den Westfälischen Frieden eine feste Grundlage erhielten, wurde an die Spitze der betreffenden Bestimmungen der Grundsatz der durchgängigen Gleichberechtigung der im Reiche angenommnen zwei oder drei Konfessionen gestellt. Es solle, hieß es in dem Friedensvertrage, zwischen ihnen eine genaue

gegenseitige Gleichstellung (aequalitas exacta mutuaque) stattfinden mit der Wirkung, daß, was dem einen Teile recht sei, auch dem andern recht sein solle (ita ut, quod uni parti justum est, alteri quoque sit justum). Damit war das verkündigt, wofür späterhin der Name Parität in Gebrauch gekommen ist. Der Grundsatz der Parität galt zunächst nur für die Reichsverfassung, d. h. für das Verhältnis der unmittelbaren Reichsstände unter einander. Die Einzelstaaten im Reiche, kleine und große, trugen noch ihren bestimmt ausgeprägten konfessionellen Sondercharakter. Jedes Land oder Ländchen hatte seine Landesreligion, die mit ihren Dogmen und Institutionen einen Bestandteil des öffentlichen Rechts des Landes ausmachte, und neben der andre Konfessionen nur ausnahmsweise hier und da, in bestimmt begrenztem Umfang, als geduldete ein gewisses Recht zum Dasein hatten.

Seit dem Aufhören des alten Reiches ging das durch den Westfälischen Frieden geschaffne kirchenpolitische Prinzip in die Einzelstaaten über. Diese umschlossen infolge der Gebietsveränderungen, die mit dem Sturze des heiligen römischen Reichs eintraten, jetzt fast sämtlich eine konfessionell mehr oder weniger stark gemischte Bevölkerung. Insbesondre im Westen von Deutschland hatten die evangelischen Fürstenhäuser, die unter Napoleons Schutz ihre Selbstständigkeit bewahrten, verhältnismäßig sehr bedeutende katholische Gebietsteile mit ihren alten Landen vereinigt. Da konnte die frühere konfessionelle Ausschließlichkeit des Staatswesens nicht fortbestehn. Doch wurde der überlieferte Boden im Wesentlichen nicht aufgegeben. Der Gedanke der gesetzlich rezipirten Staats- oder Landesreligion dauerte fort, nur daß man anstatt einer — katholischen, lutherischen, reformirten — Landesreligion jetzt deren zwei als neben einander bestehend dachte, die katholische und „protestantische", was dazumal die beliebteste Bezeichnung war. Beide galten in ihrer Bedeutung für das Staats- und Volkswohl als gleichwertig, beide wurden auf dem Fuße der völligen Gleichstellung als Staatsinstitute behandelt. Die Staaten waren paritätisch geworden, d. h. in ihrem Verhältnis zu den Konfessionen neutral.

Man konnte das, wie damals die Geister gestimmt waren, für möglich halten. Für die religiösen Gegensätze des katholischen und evangelischen Christentums hatte die herrschende Aufklärung wenig oder kein Verständnis. Man fand den Unterschied von beiden in einer Zahl von Formen und Satzungen, die das Wesen der Sache nicht berührten. Das Wesen der Religion, dies stand ja außer Zweifel, war in beiden Konfessionen, aber auch wohl in allen Religionen der Welt das gleiche, insbesondre die Moral, auf die es schließlich allein ankam, und für die Glaube, Dogma, Gottesdienst u. s. w. nur die mehr oder weniger passend gewählte Umhüllung bildeten. So konnte die eine Konfession so gut wie die andre als Mittel zur sittlichen Erziehung und Disziplinirung des Volks dienen. Eine kirchliche Organisation, die dabei hätte Beachtung fordern oder Schwierigkeit bereiten können, gab es auf der einen Seite fast so wenig als auf der andern. Der Protestantismus hatte es zu einem rechtlichen Dasein als verfaßte Kirchenkorporation überhaupt noch nicht gebracht, und die katholische Kirchenverfassung lag seit dem Sturze der Reichsverfassung in Trümmern. Was davon in der Napoleonischen Zeit noch fortbestand, das fristete sein Dasein nur noch unter dem Schutze der Staaten und in völliger Abhängigkeit von ihnen. Wurden doch vielfach die katholischen und die protestantischen Kirchenangelegenheiten unterschiedslos von denselben Staatsbehörden verwaltet.

Dies war die Zeit, wo der Gedanke der Parität sich zur Blüte entwickelte. Sein Sinn war die Parteilosigkeit des Staates gegenüber den christlichen Hauptkonfessionen, die er gleichermaßen sich als Mittel für seine Zwecke nutzbar machte. Quod uni parti justum est, alteri quoque erit justum — was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig — das war nun der letzte Schluß kirchenpolitischer Weisheit.

Seitdem ist Vieles anders geworden. Der Unterschied der staatlich anerkannten und der bloß geduldeten Bekenntnisse, den z. B. die deutsche Bundesakte von 1816 noch sehr bestimmt festhielt, indem sie nur davon redete, daß der Unterschied der anerkannten christlichen Konfessionen keine Ungleichheit der bürgerlichen Rechte im Gefolge haben dürfe, ist aus der Gesetzgebung geschwunden. Mennoniten, Baptisten, Methodisten, Irvingianer, Altlutheraner, Altkatholiken, andrerseits Juden, Freireligiöse und selbst Religionslose stehen im Genusse derselben bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte, wie Römischkatholische und Landeskirchlich-Evangelische. Man müßte, wenn man folgerecht verfahren wollte, der Parität gegen früher einen ganz andern allumfassenden Sinn geben. Das scheitert nun doch an der Wirklichkeit der Dinge. Die Thatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, daß die evangelische und die katholische Kirche Faktoren von ganz andrer sittlicher und sozialer Bedeutung im Volksleben sind als irgend eine kleine, von der einen oder andern Hauptmasse abgesprengte Gemeinschaft, die bei allem Eifer und aller Geschlossenheit, womit sie vielleicht dasteht, das Zeug dazu nicht hat, es jemals über die Stellung eines Privatvereins hinaus zu bringen, und daß Judentum und Heidentum (pantheistisches und atheistisches) doch schließlich für die Gesundheit des Volkstums nicht den gleichen Wert anzusprechen haben — sofern man überhaupt einen Einfluß der Religion auf diese gelten läßt — als das Christentum. So denkt man denn, wo von Parität die Rede ist, auch jetzt noch in der Regel nur an die zwei großen Hauptkonfessionen und an die parteilose Stellung, die der Staat ihnen gegenüber einnehmen müsse.

Eine gesetzliche Grundlage für die so verstandne Parität ist bei Lichte betrachtet nicht zu entdecken. Die Reichsgesetzgebung hat alle aus der Verschiedenheit des religiösen Bekenntnisses hergeleiteten Beschränkungen der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte für aufgehoben erklärt (Reichsgesetz vom 3. Juli 1869). In Uebereinstimmung damit gewährleisten die Verfassungsgesetze der Einzelstaaten im vollsten Maße die persönliche Freiheit des Glaubens und Gewissens. Aber alles dies bewegt sich lediglich auf dem Boden der Rechte des Einzelnen. Von den Kirchenkorporationen als solchen, von einem Anspruch derselben auf gleichartige Behandlung seitens des Staates ist nirgends die Rede. Auch der viel berufne Artikel 15 der preußischen Verfassungsurkunde von 1850, der übrigens nicht mehr besteht, kann nicht hierher gezogen werden. Er gewährleistete der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche sowie allen andern Religionsgesellschaften das Recht, ihre Angelegenheiten selbständig zu ordnen und zu verwalten: von ihrer Stellung nach außen, dem Staate gegenüber sagt er gar nichts. Daß allen Kirchen und Religionsgesellschaften vom Staate mit gleichem Maße gemessen werden müsse, könnte man nur gewaltsam aus dem Artikel herauslesen.

Einen positiven Rechtsboden für die Parität giebt es im deutschen Staate also nicht. Aber es ist einmal Axiom der herrschenden Staatsweisheit, daß der Staat, der verschiedne Konfessionen in sich schließt, notwendig Parität üben müsse. Es giebt in jedem Zeitalter gewisse Anschauungen, welche die Gedankenwelt der Menschen widerspruchslos beherrschen: nach dem Beweise ihrer Wahrheit zu fragen fällt niemandem ein, weil sie als an und für sich einleuchtend und feststehend gelten. Wie es vor zweihundert Jahren unbezweifeltes Axiom, wenigstens für deutsche Gelehrte und Politiker war, daß der Inhaber der deutschen Krone Rechtsnachfolger der römischen Cäsaren und als solcher de jure Herr der Welt sei, ohne daß der handgreifliche Widerspruch der Wirklichkeit darin Jemanden irre gemacht hätte; wie vor hundert Jahren jeder Gebildete ebenso zweifellos und sicher in den Vorstellungen von der natürlichen Gleichheit aller Menschen und der angebornen Güte der menschlichen Natur lebte und niemand daran dachte, daß alle diese Dinge einem spätern Geschlecht einmal in ganz andern Lichte erscheinen könnten — so gehört zu den Axiomen der heutigen Staatsanschauung der Satz von der Notwendigkeit der Parität. Der Staat muß die Konfessionen gleich behandeln. Er darf zu keiner einzelnen in einem andern nähern Verhältnis stehen als zu der andern. Jede staatsgesetzliche Maßregel, die für die eine Konfession eintritt, muß auch für die andre Geltung haben; jeder Beschränkung, die für die eine als notwendig befunden wird, hat sich auch die andre zu fügen; jede Vergünstigung oder Förderung, die der einen zu Teil wird, gehört beiden zugleich. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig.

Nach diesem großen Prinzipe war die jetzt zu den Toten gelegte preußische Maigesetzgebung von 1873 bemessen. Weil es notwendig erschien, gegen die durch das Vatikanum zur unbeschränkten Weltmonarchie gewordne römische Kirche gewisse Schutzmaßregeln zu ergreifen, ne quid detrimenti res publica capiat, mußte sich die evangelische Kirche Fesseln und Daumschrauben anlegen lassen, die ihr zum Teil viel weher gethan haben als der „Schwesterkirche", auf die es eigentlich abgesehen war. Es geschah unter der fortwährenden wohlwollenden Versicherung, daß die evangelische Kirche so etwas eigentlich gar nicht verdient habe, aber die Parität erfordre es. Es grenzt ans Naive, in welcher Weise selbst ein Schriftsteller wie E. Friedberg das damals aussprach. Nachdem er (in seinem Werke: Die Grenzen zwischen Staat und Kirche) auf mehr als 800 Seiten voller Gelehrsamkeit das Verhältnis des Staates zur katholischen Kirche behandelt hat, kommt er schließlich (III, S. 822) auf anderthalb Seiten auch auf das Verhältnis zur evangelischen Kirche zu sprechen. „Nur einige Worte werden darüber genügen", heißt es hier. Dann weiter:

Die protestantische Kirche nimmt keinerlei feindliche Stellung zum Staate ein.... Den Grundsätzen der evangelischen Kirche gemäß ist ein Konflikt zwischen Staat und Kirche nicht denkbar.

Aber:

Der deutsche paritätische Staat, der seine Verbindung mit der katholischen Kirche trennt, wird schon dadurch behindert, die mit der evangelischen Kirche beizubehalten. Und so werden dann der evangelischen Kirche gegenüber, so wenig sie in ihren innern Prinzipien dazu Veranlassung geben mag, die analogen Grundsätze zur Anwendung kommen müssen, deren Notwendigkeit wir für die katholische Kirche nachzuweisen unternommen haben.

Und damit meint man die ganze, unendlich weittragende Frage abgethan zu haben. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig; der Satz schlägt hier in den noch ungleich handgreiflicheren um: Mitgegangen, mitgehangen. „Der deutsche paritätische Staat" muß so verfahren. Ist denn der deutsche Staat paritätisch? muß er es sein? und warum? Danach fragt man nicht. Es ist einmal so!

Nachdem solchergestalt die evangelische Kirche mit der Schwesterkirche und zum Teil an ihrer Statt um der Parität willen hat leiden müssen, lag es nahe, auch von den Früchten des Siegs, den diese endlich errungen, einen paritätisch bemessnen Anteil für sie in Anspruch zu nehmen. Es geschah durch die viel besprochnen Hammersteinschen Anträge. Sieht man ab von der Forderung einer ausreichenden Dotation der evangelischen Kirche, die ein wichtiges Stück in dem Programm dieser Anträge ausmacht, und für die in der That noch ganz andre Gründe sprechen als solche der Parität, so bleibt als die eigentlich treibende Tendenz der Antragstellung das übrig: man möchte eine evangelische Kirche, die dem Staat in ähnlicher Machtstellung gegenüber steht wie die römische, einen herrschenden Klerus, losgelöst von der unbequemen Verflochtenheit in die staatliche Organisation, dem jedoch das brachium seculare (der Arm der Staatsgewalt) im Bedürfnisfalle sich nicht versagt und mit dem die Staatsregierung als mit einem politischen Faktor zu rechnen hat. Warum auch nicht? Hat der Staat das alles der einen Kirche zugestanden, und zwar im reichsten Maße, wie kann dann nach den Regeln der Parität das nämliche Zugeständnis der andern versagt bleiben? Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. Ob freilich das Erstrebte dem Wesen der evangelischen Kirche angemessen, ob es durchführbar sei, ohne sie in ihrer innersten Natur zu verletzen und zu gefährden, davon ist nicht die Frage. Genug, habens die Andern, so müssen wir es auch haben: das will die Parität.

Die römische Kirche ihrerseits kann an sich und in der Konsequenz ihrer Grundsätze selbstverständlich nicht daran denken, sich die Gleichstellung mit irgend einer andern Religionsgemeinschaft gefallen zu lassen. Indessen nötigen die Zeitumstände sie vorerst noch dazu, auf die volle Durchführung ihres Rechtes zu verzichten; auch hat ihr das System der Parität noch keinen Schaden gebracht, wohl aber ansehnlichen Vorteil. So hat man denn bis auf Weitres nichts dawider, die Parität gelten zu lassen. Die Anträge des Zentrums bewegen sich durchgängig, wenigstens der Form nach, auf dem Boden der Parität. So erst neuerdings wieder der famose Schulantrag des Abgeordneten Windhorst. Er fordert die in Anspruch genommne Auslieferung der Schule nicht für die „Kirche" allein, sondern allgemein für die „Religionsgesellschaften." Man will, was man für die römische Kirche zu erringen gedenkt, großmütig auch den evangelischen nach dem Maße der Parität zu gute kommen lassen.

Dies ist, geschichtlich genommen, der Sinn der Parität. Sie bedeutet die Parteilosigkeit des Staates gegenüber den Konfessionen, die unterschiedslose Gleichheit in der Behandlung dieser durch den Staat. Es fragt sich, ob und wie weit das mit der Natur der Dinge zusammen besteht; mit andern Worten: nachdem wir den geschichtlichen Sinn des Paritätsgrundsatzes uns vergegenwärtigt haben, fragen wir nach dem vernünftigen und berechtigten Sinne der Parität.

Zu leugnen ist nun hier nicht: die Freiheit des Glaubens und des Gewissens, die Allen im Staate zusteht, schließt auch die Freiheit aller derjenigen, die eines Glaubens sind, in sich, zusammenzutreten, um gemeinsam ihren Glauben zu bekennen und ihres Glaubens zu leben, also die Freiheit der Kirchenbildung. Für diejenigen zumal, die gerade in der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Kirche die Bürgschaft und Bedingung des ewigen Heils erblicken, würde es geradezu eine schwere Verletzung der Gewissensfreiheit bedeuten, wenn ihnen gewehrt oder erschwert werden sollte, im kirchlichen Verbande zu leben. Sofern nun die Glaubens- und Gewissensfreiheit heutigentags eine Grundfeste des öffentlichen Rechts aller zivilisirten Staaten bildet, ist unzweifelhaft der Staat verpflichtet, nicht bloß die Freiheit zur Bildung neuer Religionsgesellschaften, sondern auch das Recht einer jeden bestehenden Kirche oder Religionsgesellschaft unterschiedslos anzuerkennen und zu gewährleisten, ihren Glauben zu bekennen und denselben in ihrer Gemeinschaftsordnung und ihren gesamten Lebensäußerungen zu bethätigen. Als selbstverständliches Korrelat tritt dem vom Standpunkte des heutigen Staates die gleichfalls unterschiedslose Fordrung an alle Kirchen und Religionsgesellschaften gegenüber, sich in die Rechtsordnung des Staates zu fügen, wie das in dem inzwischen auch wieder aufgehobnen Gesetze vom 5. April 1873, die Abändrung der Artikel 15 und 18 der Verfassungsurkunde betreffend, ausgesprochen war:

Die evangelische und die römisch-katholische Kirche, sowie u. s. w., ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den Staatsgesetzen und der geordneten Aufsicht des Staates unterworfen.

Hier besteht wirklich ein Anspruch auf paritätische Behandlung nicht allein der evangelischen und katholischen Konfession, sondern aller Konfessionen und Religionen. Man sieht aber, daß die Parität, so verstanden, vorzugsweise nur von negativer Bedeutung ist. Sie besteht darin, daß der Staat nichts unternehmen darf, was die Freiheit der Religionsgesellschaften, ihres Glaubens zu leben, beeinträchtigt, und daß diese umgekehrt nichts treiben dürfen, was die Rechtsordnung des Staates, in die sie sich einzufügen haben, gefährdet. Soweit es sich um die Geltendmachung dieser Grundsätze handelt, kann der Unterschied der Konfessionen nicht in Betracht kommen.

Das Nämliche ist ferner in allen den Beziehungen anzuerkennen, die sich auf dem Boden des Privatrechts bewegen, also namentlich bei allem, was das kirchliche Vermögen angeht, wie denn auch viele Verfassungen deutscher Staaten (z. B. die hessische, Art. 113 ff.) das Kirchengut ausdrücklich unter den Schutz des Staates stellen und gegen Beeinträchtigungen sichern. Wird für den ungestörten Besitz und Genuß eines rechtmäßig erworbnen Vermögensstückes der Schutz der Staatsgewalt in Anspruch genommen, so muß es ganz gleich gelten, ob der anrufende Teil eine Judengemeinde oder eine alt- oder römisch-katholische oder eine evangelische Gemeinde ist. Hier muß Parität herrschen.

Darüber hinaus aber wird es schwer fallen, einen vernünftigen Sinn der Parität nachzuweisen. Wohl aber wird Vieles von dem, was unter diesem Namen herkömmlich gefordert wird, sich bei nährer Untersuchung als Widersinn herausstellen.

K K

Das Martyrium der heiligen Perpetua und Felicitas und ihrer Genossen

Unter den vielen Leidensgeschichten, die uns aus der Zeit der verfolgten Kirche aufbewahrt sind, ist eine der rührendsten und zugleich der ältesten der Bericht über den Märtyrertod der heiligen Perpetua und Felicitas und ihrer Genossen, die zur Zeit des Kaisers Septimius Severus im Jahre 202 oder 203 wahrscheinlich zu Karthago für ihren Glauben Zeugnis ablegten. Der römische Kalender nennt sie unter dem 7. März. Ein Mitlebender und Augenzeuge hat den schlichten Bericht verfaßt, er hat einen Teil seiner Erzählung den Heiligen selbst in den Mund gelegt, um den Visionen, die sie gehabt zu haben behaupteten und die er aus ihrem eignen Munde vernommen haben mag, größres Gewicht und seinen Worten größre Lebendigkeit zu verleihen. Wir haben nicht viele Denkmäler, die uns in dieser Weise einen Blick in das Innre der Standhaften ermöglichen, welche Marter und Tod dem Abfall vom Glauben vorzogen, und mancher vertieft sich vielleicht gern in die einfache Erzählung, die wir im Folgenden verkürzt wiedergeben wollen.

* * *

Einige Katechumenen wurden ergriffen, junge Leute: Revocatus und Felicitas, seine Mitsklavin, Saturninus, Saturus und Secundulus. Dazu Vibia Perpetua, aus guter Familie, wohlerzogen und anständig verheiratet. Sie hatte noch Vater und Mutter, zwei Brüder, deren einer gleichfalls Katechumen war, und ein Kind an der Brust. Sie selbst zählte etwa zweiundzwanzig Jahre. Die Erzählung von ihrem Leiden wollen wir mitteilen, wie sie selbst sie uns hinterlassen hat:

Wir waren noch in Untersuchungshaft, und mein Vater in seiner Liebe zu mir hegte den sehnlichsten Wunsch, mich vom Glauben abtrünnig zu machen. „Mein Vater," sprach ich zu ihm, „siehst du das Gefäß dort, das Krüglein oder was es sein mag?" „Ich sehe es." „Kannst du das anders nennen, als was es ist?" „Nein." „So kann auch ich nicht anders heißen, als was ich bin, Christin." Mein Vater geriet in Zorn und, als wollte er mir die Augen ausreißen, stürzte er auf mich los; doch that er mir kaum weh und mußte beschämt hinweggehn mit allem, was ihm der Teufel eingegeben hatte. Und ich war froh darüber, einige Tage ohne ihn zu sein: denn inzwischen wurden wir getauft, und mich mahnte der Heilige Geist, nichts vom Taufwasser zu erflehn, als Ausdauer im Leiden.

Nach wenig Tagen wurden wir in den Kerker geworfen. Da schauderte michs: denn nie hatte ich solche Finsternis gekannt. Welch schrecklicher Tag! Wie schwül wars drinnen schon der vielen Menschen wegen! Dazu die Rohheit der Soldaten! Auch drückte mich die Sorge um mein neugebornes Kind. Doch kamen Tertius und Pomponius, die verehrten Diakonen, zu uns, um uns beizustehn, und erwirkten gegen ein Stück Geld, daß wir nach wenig Stunden in eine luftigere Zelle geführt wurden. Auch durften wir uns Alle im Freien ergehn. Ich aber stillte mein Kind, das halb verhungert war. Und voller Sorge um den Sohn sprach ich zur Mutter, tröstete den Bruder und empfahl ihnen den Kleinen. Sie härmten sich meinetwegen, und so härmte auch ich mich. Viele Tage lang gings so fort, bis ich durchsetzte, daß man mir das Kind im Gefängnis ließ. Und sieh, da schien der Kerker mir ein Palast; nichts hätte ich ihm vorgezogen.

Mein Bruder aber sprach zu mir: „Liebste Schwester, du stehst in hoher Gunst beim Herrn, so hoch, daß dus wohl wagen darfst, um ein Gesicht zu bitten, ob dir der Tod oder die Freilassung winkt." Und da ich wußte, wie nahe ich mit dem Herrn stand, der mich so großer Gnade gewürdigt hatte, sagte ichs ihm vertrauensvoll zu, folgenden Tages solle ers erfahren. Und nach heißem Gebete ward mirs zu Teil: ich sah eine Leiter, riesengroß, deren Spitze in den Himmel reichte. Sie war so schmal, daß immer nur Einer hinansteigen konnte. Und an den Seiten sah man allerhand eiserne Werkzeuge, Schwerter und Messer, Lanzen und Spieße, sodaß, wer unvorsichtig war oder nicht schnurstracks hinanstieg, davon verletzt werden mußte. Unter der Leiter lag ein gewaltiger Drache; der drohte Allen, die hinauf wollten, und ließ sie nicht. Saturus nun stieg zuerst hinauf und oben auf der Leiter wendete er sich und rief mir zu: „Komm, Perpetua, ich halte dich, und sieh zu, daß dich der Drache nicht beiße." Ich antwortete: „Im Namen Jesu Christi, er wird mir nichts thun." Langsam zog er den Kopf weg, als fürchte er mich; ich aber trat ihn, als ich die erste Sprosse erklommen hatte. So stieg ich hinauf und erblickte einen großen, großen Garten und in seiner Mitte einen alten Mann, der war wie ein Schäfer gekleidet, von großer Gestalt. Der weidete seine Schafe. Und um ihn standen viele Tausende in weißen Kleidern. Er hob das Haupt, schaute mich an und sprach: „Du kommst zu rechter Zeit, mein Kind," und er rief mich heran, gab mir ein Stückchen von dem Käse, den er bereitete, und ich nahms, faltete die Hände, und alle Umstehenden sprachen Amen.*) Davon erwachte ich und spürte noch einen köstlichen Geschmack. Was ich gesehen, erzählte ich dem Bruder, und nun wußten wir, daß das Ende bevorstehe; unsre Hoffnung auf diese Welt ließen wir hinter uns.

Nach einigen Tagen hieß es, wir würden verhört werden. Da kam mein Vater zu mir aus der Stadt, in höchstem Verdruß. Und wieder versuchte er mich: „Erbarme dich, Tochter, meiner grauen Haare; erbarme dich deines alten Vaters, wenn ich wert bin, dein Vater zu heißen. Sieh, ich habe dich auf den Händen getragen; zu dieser Blüte deines Alters hab ich dich erzogen; mehr als deine Brüder hab ich dich geliebt; laß mich nicht zu Schanden werden vor den Menschen. Denk an deine Brüder, deine Mutter, deine Tante; denk an dein Söhnchen, das ohne dich nicht leben kann, leg ab den starren Sinn, damit du uns nicht Alle verderbest, werden wir doch keine Worte finden, wenn du dahingehst." Dabei küßte er mir die Hände und warf sich mir zu Füßen; unter Thränen nannte er mich Herrin, nicht mehr Tochter. Und mich jammerte seiner grauen Haare, doch gings mir auch nahe, daß er allein von all den Meinen sich meines Leidens nicht freuen könne. Und so tröstete ich ihn: „Gottes Wille wird geschehen dort vor dem Tribunale; wir stehen in Gottes Hand und vermögen Nichts." Da ging er traurig von dannen.

Am andern Tage — wir saßen beim Frühmahl — führte man uns plötzlich zum Verhör, und wir kamen aufs Forum. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht, und viele Menschen waren herbeigekommen. So erstiegen wir die Tribüne. Gefragt, bekannten die andern den Glauben, und auch an mich kam nun die Frage. Da drängte sich mein Vater durchs Volk, mein Kind im Arm: „Erbarme dich deines Sohnes!" flehte er er von Neuem. Und auch der Statthalter mahnte mich: „Schone die grauen Haare deines Vaters, schone dein unmündiges Kind, komm, opfre für das Wohl der Kaiser." Doch ich blieb standhaft: „Das thue ich nicht," und antwortete befragt: Ich bin eine Christin." Da wollte mich der Vater greifen und herabzerren; aber der Statthalter ließ ihn packen und mit Ruten streichen. Mir ging das durchs Herz; ich fühlte die Schläge, als träfen sie mich selbst, so jammerte mich seines Alters. Das Urteil wurde verkündigt: wir sollten den Tieren vorgeworfen werden, und fröhlich kehrten wir in den Kerker zurück. Mein Kind aber war gewöhnt an meine Brust, und so ließ ich den Vater durch den Diakon bitten, es mir zu schicken. Aber der Vater weigerte es, und, als habe Gott es gefügt, das Kind begehrte die Brust nicht mehr.

[Es folgt eine weitre Vision, doch ohne Bezug auf das Schicksal der Gefangnen]. Darauf, nach einigen Tagen begann unser Gefängniswärter, der Soldat Pudens, der uns hochschätzte, einzusehen, daß es eine wunderbare Bewandtnis mit uns hatte; so ließ er denn Manchen zu uns herein, der uns, wie wir ihn, erbaute und erquickte. Und als nun der Tag der Gnade nahe bevor stand, da kam noch einmal mein jammernder Vater, er raufte sich das Haar und warf sich zur Erde; er schalt auf seine Jahre und klagte, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen: und ich

*) Anspielung auf das Abendmahl, bei dem also damals in Afrika wohl noch Käse genossen wurde.

gedachte seines trostlosen Lebensabends, und es jammerte mich seiner.

Und wiederum hatte ich ein Gesicht, Tags zuvor, ehe es zum Kampfe ging: mir schien, der Diakon Pomponius klopfte heftig an das Thor des Kerkers; ich aber ging hin und öffnete ihm. Er trug ein leuchtend weißes Kleid mit vielen Troddeln und Quasten. „Perpetua," rief er, „komm, wir warten deiner." Und er reichte mir die Hand, und wir wanderten durch rauhe und wilde Gegenden. Endlich gelangten wir hochaufatmend zum Amphitheater. Da geleitete er mich mitten in die Arena und rief mir zu: „Fürchte dich nicht, denn ich bin bei dir und helfe dir," und fort war er. Rings um mich erblickte ich viel Volks in gespannter Erregung, und da ich wußte, daß ich den wilden Tieren vorgeworfen werden sollte, so nahms mich Wunder, daß man sie nicht losließ. Da schritt ein Aegypter gegen mich heran, schrecklich zu schauen, mit seinen Gehilfen, der wollte mit mir kämpfen. Aber auch zu mir gesellten sich herrliche Jünglinge, mich zu stützen und mir zu helfen, und plötzlich ward ich verwandelt und war ein Mann. Da salbten mich meine Beschützer mit Oel, wies zu geschehen pflegt vor dem Kampfe; der Aegypter aber vor mir wälzte sich im Sande. Und es trat ein Mann herzu von gewaltiger Größe, sodaß er über das ganze Amphitheater emporragte. Der trug ein lose herabwallendes purpurfarbnes Gewand, das über der Brust von zwei Schnallen zusammengehalten wurde, mit allerhand goldnem und silbernem Zierrat; in der Hand trug er eine Rute wie die Zirkusaufseher und einen grünenden Zweig mit goldnen Aepfeln. Der gebot Schweigen und sprach sodann: „Wenn der Aegypter dort diese besiegt, so soll er sie mit dem Schwerte töten; besiegt sie ihn, so wird ihr dieser Zweig zu teil." Darauf verschwand er. Wir aber kamen ins Handgemenge. Er griff nach meinen Füßen; ich trat ihm ins Gesicht. Da fühlte ich mich in die Luft gehoben, und suchte nun ihn niederzuwerfen. Ich paßte auf eine Gelegenheit, drückte mit beiden Händen, faßte ihn beim Kopf und er fiel mit dem Gesicht zur Erde; ich aber setzte ihm den Fuß aufs Haupt. Da begann das Volk mir zuzurufen, und meine Beschützer lobsangen. Ich aber ging zum Aufseher und empfing den Zweig. Da küßte er mich und sprach: „Meine Tochter, Friede sei mit dir," und ich schritt zum Ausgang. Da erwachte ich, und es ward mir klar, daß ich nicht mit Tieren, sondern mit dem Teufel zu kämpfen haben würde; aber ich wußte auch, daß mir der Sieg bestimmt sei. So hab ich niedergeschrieben was mir geschah; nun mag den Tag der Gnade, wer da will beschreiben. —

Auch der gebenedeite Saturus hatte ein Gesicht, das er uns aufgezeichnet hat:

Wir hatten, erzählt er, bereits gelitten und waren aus diesem Leben geschieden. Vier Engel aber trugen uns gen Osten, ohne daß ihre Hände uns berührten. Doch stiegen wir nicht grade in die Höhe, sondern es war, als wenn wir einen sanftansteigenden Hügel hinangingen. Schon hatten wir diese Welt hinter uns, da sahen wir ein gewaltiges Licht, und ich sprach zu Perpetua, die an meiner Seite schwebte: „Das ists, was der Herr uns versprach; wir sind am Ziel unsrer Wünsche." Und die Engel trugen uns weiter. Da öffnete sich vor uns ein weiter Raum, wie ein köstlicher Garten, mit Rosensträuchern und allerhand Blumen. Die Bäume waren wie Cypressen so hoch, und fortwährend fielen Blätter hernieder. Im Garten aber warteten unsrer vier andre Engel, herrlicher noch als die ersten. Als die uns sahen, verneigten sie sich und sprachen zu den Uebrigen: Da sind sie, da sind sie; und sie waren voll Staunens. Die vier Engel aber, die uns getragen hatten, setzten uns erschreckt nieder, und auf unsern eignen Füßen schritten wir nun den Weg entlang. Da fanden wir den Jucundus und den Artaxius, die in gleicher Verfolgung lebendig verbrannt worden waren, und den Quintus, auch einen Märtyrer, der aber im Kerker verschieden war, und wir fragten sie, wo denn die Uebrigen seien. Aber die Engel sprachen zu uns: Kommt nun, tretet hinein und grüßt den Herrn.

Und wir kamen in einen Raum, dessen Wände leuchteten wie eitel Licht. Vor der Thür standen vier Engel, die die Eintretenden mit weißen Gewändern kleideten. Wir traten hinein,

und gewaltiges Licht umstrahlte uns. Da hörten wir viele Stimmen in einem Schall: Heilig, heilig, heilig; unaufhörlich erklang es. Und inmitten des Raumes saß ein alter Mann, die Haare weiß wie Schnee, das Antlitz eines Jünglings, und seine Füße sahen wir nicht. Zur Rechten und Linken vierundzwanzig Aelteste, und hinter ihnen noch viele andre. Voll Staunens traten wir ein und standen da vor dem Thron. Vier Engel aber hoben uns zu ihm empor, und wir küßten ihn, und er streichelte uns das Angesicht. Und die Aeltesten sagten uns: Laßt uns stehn. Da standen wir und gaben uns den Friedenskuß. Nun sprachen die Aeltesten zu uns: Geht hin und spielt. Da sprach ich: „Sieh, Perpetua, da hast du, was du begehrtest." Und sie antwortete mir: „Gott sei gedankt! War ich schon auf Erden fröhlich, wie viel mehr werd ich es hier sein.*)"

Als wir hinauskamen, sahen wir den Bischof Optatus und den Prediger Aspasius zur Rechten und Linken vor der Thür stehn, ganz für sich allein und mit betrübten Mienen. Sie warfen sich uns zu Füßen und sprachen zu uns: „Schlichtet ihr zwischen uns: denn ihr seid von hinnen gegangen und habt uns zurückgelassen." Wir aber sagten ihnen: „Bist du denn nicht unser Vater und du ein Presbyter? Warum werft ihr euch uns zu Füßen?" Und wir hoben sie auf und umarmten sie. Perpetua aber begann mit ihnen zu reden und wir waren allein mit ihnen unter einem Rosenbaum. Da traten die Engel zu uns und sprachen zu jenen: „Laßt sie; die sollen sichs hier wohl sein lassen. Eure Streitigkeiten macht untereinander ab." So schalten sie sie und sprachen zum Optatus: „Achte du auf deine Gemeinde, daß solche Zwistigkeiten nicht vorkommen und solche Unruhen wie im Zirkus." Und es schien uns, als wollten sie das Thor schließen. Wir aber sahen um uns und erblickten viele der Brüder, darunter auch Märtyrer. Alle aber wurden wie durch einen köstlichen Duft erfrischt, der uns wahrhaft erquickte. Da erwachte ich freudig.**)

Das sind die merkwürdigen Gesichte der seligen Märtyrer, des Saturus und der Perpetua [so fährt nun unser Gewährsmann fort], die sie selber niederschrieben. Den Secundulus aber rief Gott zu sich, als er noch im Kerker war, eine Gnade, denn so entrann er den Tieren; aber das Schwert, das seinen Körper verschonte, ist ihm doch durch die Seele gegangen. —

Da es nun der heilige Geist gestattet, ja gradezu begehrt hat, daß auch der Gnadentag beschrieben würde, so wollen wir, obwohl wir solcher hohen Aufgabe kaum gewachsen sind, doch den Wunsch der heiligen Perpetua, ja ihren letzten Willen vollziehen. Nur noch ein Beispiel zuvor von ihrem Mut und ihrer Geistesstärke.

Der Tribun hatte die Gefangnen mit Speisen kärglich gehalten; er gestattete kaum, daß jemand ihnen etwas zutrug: denn die Einflüsterungen alberner Menschen hatten ihm weisgemacht, die Gefangnen würden durch Zaubermittel befreit werden. Da sagte ihm Perpetua ins Gesicht: „Was hast du denn dagegen, daß die Bösewichter***) uns Nahrung bringen? Sollen wir doch am Kaisertage kämpfen. Da ists doch dein eigner Vorteil, wenn wir nicht abgemagert erscheinen." Da erschrak der Tribun und errötete. Er gab Befehl, sie menschlicher zu behandeln, ihren Brüdern und andern Leuten den Zutritt und die gemeinsame Erbauung zu gestatten; war doch selbst der Gefängniswärter schon gläubig geworden.

Am letzten Tage aber, als sie die Henkersmahlzeit verzehrten, für sie, soweit es an ihnen lag, kein Henkers-, sondern ein Herrenmahl, da zeigten sie dieselbe Ruhe dem gaffenden Volke gegenüber und bezeugten, wie heiter sie ihre Leiden erwarteten, indem Suturninus rief: „Der morgige Tag genügt

---

*) Auf dieses Gesicht hat die Offenbarung Johannis stark eingewirkt. Vergl. besonders Kapitel 1, 14.

**) Unsre Leser werden einen gewissen Hochmut nicht verkennen, der aus dieser Erzählung spricht. Die hohe Achtung, die die „Bekenner" in den Gemeinden genossen, haben sie damals schon, besonders aber zur Zeit der Verfolgung unter Kaiser Decius, ausgenützt, um sich eine autoritative Stellung gegenüber den Bischöfen und andern Beamten der Gemeinde zu verschaffen. „Vater", „Papa" hieß der Bischof schon um 200. Auf welche Zwistigkeiten im Klerus die Erzählung anspielt, wissen wir nicht.

***) D. h. die Christen, aus dem Sinne der Heiden herausgeredet.

euch wohl nicht; heut schaut ihr uns gern zu, morgen in Haß, heut Freunde, morgen Feinde. Merkt euch nur unsre Gesichter genau, damit ihr uns wieder erkennt am Tage des Gerichtes."

Da erschraken sie und schlichen von dannen; viele aber wurden gläubig.

Endlich erschien der Tag des Siegs: und aus dem Kerker schritten sie in das Amphitheater, als gings in den Himmel, heitern Blicks, mit würdigen Mienen; und wenn sie doch zu zittern schienen, so wars vor Freude, nicht aus Furcht. Sanft blickend ging Perpetua einher, langsamen Schritts, eine Auserwählte Christi, unsres Gottes: ihre strahlenden Augen gesenkt, um niemanden zu sehen. So auch Felicitas, froh, daß sie nun doch kämpfen dürfe. Als sie nun zum Thore hereinkamen und man sie verkleiden wollte, die Männer als Priester des Saturn, die Weiber als Dienerinnen der Ceres, da gab es ihr bis zuletzt bewährter Mut nicht zu. „Deshalb sind wir ja freiwillig hierhergekommen, damit wir unsern freien Willen nicht verlören; deshalb opfern wir unser Leben, um neuen Göttern nicht opfern zu müssen. Darauf lautet unser Vertrag." Und das Unrecht ließ Recht walten: der Tribun gestattete, daß man sie gewähren lasse. Perpetua sang Psalmen; sie sah im Geiste schon den Aegypter unter ihrem Fuß. Revocatus, Saturninus und Saturus drohten den Zuschauern. Als sie sich dem Statthalter nahten, bedeuteten sie ihn mit Gesten und Gebärden: „Heut richtest du uns; dich aber wird Gott richten." Das erboste Volk schrie, man solle sie Spießruten laufen lassen. Und jene wünschten sich Glück, daß etwas von dem Leiden des Herrn auch ihnen vergönnt sei.

Aber der da gesagt hat: „Bittet, so werdet ihrs erhalten," der gab auch jedem den Ausgang, den er sich ersehnt hatte. Denn wenn in ihren Gesprächen auf das Todesleiden die Rede kam, so hatte sich Saturninus gewünscht, von allen Tieren auf einmal angefallen zu werden: eine um so herrlichere Krone werde er dann davontragen. Und so ward denn er sowohl wie Revocatus, nachdem sie dem Leoparden entgangen, auch noch vom Bären bis zur Tribüne verfolgt. Saturus aber mochte vom Bären nichts wissen: er hatte sich gewünscht, durch einen einzigen Biß des Leoparden umzukommen. Als man ihn nun dem Eber vorwerfen wollte, da spießte die Bestie den Diener auf, sodaß er folgenden Tags mit dem Tode abging; Saturus ward lediglich geschleift. Und als er dann angebunden wurde, um den Bären zn erwarten, da wollte das Tier aus seinem Kasten nicht heraus. So mußte Saturus zum zweiten Mal unverletzt zurückgebracht werden.

Für die Frauen aber hatte der Teufel eine Kuh, die eigens für den Zweck wild gemacht war, in Bereitschaft: selbst in dem wilden Tier sollte ihr Geschlecht nachgeahmt werden. Zuerst ward Perpetua umgerannt: sie fiel auf die Seite und das Gewand riß beim Fall. Nochmals ward sie zurückgeholt und flocht sich das Haar, das sich gelöst hatte: denn einem Märthyrer ziemt kein aufgelöstes Haar, damit er in seiner Glorie nicht zu trauern scheint. Als sie nun aufstand, sah sie die Felicitas ausgeglitten am Boden liegen. Da reichte sie ihr die Hand und hob sie auf. Nun standen beide aufrecht: das Volk aber wurde weich, und man brachte sie zum Ausgang zurück. Dort ward Perpetua von einem Katechumenen, Rusticus mit Namen, der ihr anhänglich war, empfangen, und, als erwache sie aus tiefem Traume (so sehr hatte sie der Geist umfangen), schaute sie verwundert um sich und sprach zu Aller Erstaunen: „Wann sollen wir denn der Kuh entgegengeführt werden?" Als man ihr sagte, was geschehen war, wollte sies nicht eher glauben, als bis sie die Male an ihrem Leibe sah, und jenen Katechumenen. Da ließ sie ihren Bruder holen und sprach zu ihm und jenen: „Bleibt gläubig und liebet einander; nehmt keinen Anstoß an unsrem Leiden."

Saturus aber, der an dem andren Ausgangsthor stand, sprach mittlerweile zum Pudens mit mahnenden Worten: „Da bin ich wieder, wie ichs mir wünschte und wie ichs vorausgesagt; noch hat kein Tier mir geschadet. Nun werde gläubig von ganzem Herzen. Ich gehe jetzt hin, und ein Biß des Leoparden wird mich töten." Und wirklich ward er ganz zuletzt, als man den Leoparden losließ, durch einen einzigen Biß so mit Blut überströmt, daß das Volk ihm, als man ihn wegführte, nachrief: „Wahrhaftig, ein heilkräftiges Bad." Und wahrlich gereichte ihm ein solches Bad zum Heil.*) Dann nahm er Abschied vom Pudens: „Leb wohl; gedenke meines Glaubens; laß dich nicht beirren durch mein Leiden, sondern bestärken." Dabei zog er ihm den Ring vom Finger, tauchte ihn in seine Wunde und gab ihn zurück als ein treues Unterpfand und Andenken an sein blutiges Ende. Dann wurde er schon halbtot mit den Uebrigen zu dem dafür bestimmten Orte geschleppt, um erstochen zu werden. Als aber das Volk sie stürmisch zurückverlangte — denn es wollte seine Augen weiden an dem Schwertstoß, der sie morden sollte — nahmen sie alle Kraft zusammen und schleppten sich wieder hinein, nachdem sie zuvor sich wechselseitig geküßt, um in feierlichem Frieden zu scheiden. Unbeweglich und schweigsam empfingen sie den Todesstoß; ganz besonders Saturus. Wie er zuerst die Sprossen erstiegen hatte, so gab er auch zuerst den Geist auf und mahnte Perpetua zu folgen. Diese allein schrie auf, als sie die Spitze des Schwerts fühlte; doch, als die Hand des Schlächters zitterte und fehlging, führte sie selbst sie an die rechte Stelle. Ein solches Weib war wohl nicht umzubringen, da der böse Geist sie fürchtete, wenn sie nicht selber gewollt hätte.

O ihr tapfren, seligen Märthyrer! Ihr seid wahrhaft berufen und auserwählt zum Ruhme unsres Herrn Jesu Christi. Wer den preist und ehrt und anbetet, der soll nicht nur von den Thaten der Altvordern lesen und daran sich in der Gemeinde erbauen; bezeugen doch auch diese jüngsten Heldenthaten, daß noch heute wirkt ein und derselbe Heilige Geist, Gott Vater, der Allmächtige, und sein Sohn Jesus Christus, unser Herr: sein ist die Herrlichkeit und unendliche Macht in alle Ewigkeit. Amen.

Kr

Der Prediger John Ward

Ein Roman aus dem kirchlichen Leben Amerikas

1

Bei den vielen ungesunden Erzeugnissen der neuesten Unterhaltungslitteratur des In- und Auslandes, können wir gutgeschriebne Werke, die einen kräftigen gesunden Geist atmen, nur mit Freude begrüßen. Denn nur zu häufig paßt auch auf wohlmeinende Bücher Shakespeares Worte von den guten Kerlen — aber schlechten Musikanten.

Unter den amerikanischen Novellen sind uns neuerdings verschiedengeartete zur Hand gekommen, in denen man nichts, weder von krankhafter Schwüle pessimistischer Lebensanschauung, von Ueberdruß übersättigten Genußlebens, noch von der Widerwärtigkeit pathologischer Probleme verspürt.

Der hier vor uns liegende Roman einer bis dahin unbekannten amerikanischen Schriftstellerin, hat aber noch aus andern Gründen Anspruch auf das Interesse der Leser dieses Blattes, die es nicht verschmähen, einmal „leichte Lektüre" zur Hand zu nehmen.

„John Ward Weacher", von Margaret Deland, ist soeben in einem Bande der Tauchnitzschen Ausgabe erschienen. Voriges Jahr, ungefähr gleichzeitig mit dem früher hier besprochnen Romane „Robert Elsmere" veröffentlicht, hat das Buch gleich damals in England und Amerika gerechtes Aufsehen erregt. Nicht allein, weil es als Kulturbild so überaus gelungen und so meisterhaft in Charakteristik wie psychologischer Durchführung der einzelnen Personen, weil die künstlerische Form so abgerundet ist, sondern weil der Inhalt als solcher das allgemeine Interesse der beiden Länder gegenwärtig in so hohem Maße in Anspruch nimmt.

Mit großer Lebendigkeit werden die in vielen Teilen Amerikas wie Englands thatsächlich in Kraft bestehenden kirchlichen Zustände geschildert, und ohne jede tendenziöse Darstellung ergeben sich dem Leser die Konflikte, in die heutzutage der aufrichtige, selbständig denkende Mensch in seiner Stellungnahme

*) Anspielung auf die Bluttaufe.

dazu geraten kann. Auch hier macht sich ein, wenn auch erst vereinzeltes Sehnen bemerkbar, ein Ringen nach einer neuen vergeistigteren Form der alten fundamentalen christlichen Wahrheiten.

Es ist immerhin bemerkenswert, daß, unabhängig von einander, zu gleicher Zeit in England und Amerika zwei als dichterische Erzeugnisse so bedeutende Bücher erscheinen, die bei aller Verschiedenheit der Anlage und Ausführung, im Romane die religiösen Tagesfragen erörtern.

„John Ward" hat vor „Robert Elsmere" den Vorzug der Kürze, Knappheit und größern Objektivität. Namentlich aber den, daß er eben keine bestimmte Tendenz vertritt. Die theologischen Erörterungen werden uns sparsamer zugemessen und liegen auf einem Gebiete, das uns Deutsche, in unsern kirchlichen Kämpfen der Gegenwart, seltsam fremdartig anmutet. Hat man sich aber erst in die Voraussetzungen eingelebt, so erfaßt einen bald ein eigentümlicher Zauber und läßt einen nicht wieder los.

Die religiösen Gegensätze treten uns nicht sowohl in theologischen Ansichten entgegen, als vielmehr einerseits in einer konventionellen, äußerlichen Richtung der anglikanischen Kirche, deren Vertretern das sonntägliche Kirchengehen und das Halten der Morgenandacht ebensowohl Wahrzeichen des Gentleman sind, als das richtige Handhaben von Messer und Gabel bei Tische; sie leben dahin in den überkommnen Gebräuchen und Lehren, ohne sich je Rechenschaft darüber zu geben, inwiefern Leben und Handeln mit den Forderungen derselben in Einklang stehen, und ohne zu prüfen, ob diesen Lehren noch irgendwie eine Wirklichkeit, die innre Zustimmung des Herzens, entspricht.

Dem gegenüber stehen die Vertreter der presbytorianischen Kirche, die hier ein seltsam streng kalvinistisches Gepräge, mit starker Beimischung methodistischer Elemente zeigt, aber in innerlichster Durchdringung von Religion und Leben vor keiner Konsequenz ihres starren Systems zurückscheut. Vielleicht hat der Kalvinismus vor 200 Jahren bei uns ähnliche Gebilde hervorgebracht, wie diesen Prediger John Ward, in sektirerischen Genossenschaften vielleicht noch später. Doch aber müssen wir die reformirte Kirche, wie sie hier geschildert wird, in ihrer puritanischen Härte und Engigkeit, in ihrem Sensationsbedürfnis und Fanatismus, durchaus als eine Erscheinung amerikanisch religiöser Entwicklung bezeichnen.

Das Buch eröffnet uns eine fremde Welt. Wir blicken in das Stillleben eines kleinen, weltabgelegnen, verschlafnen amerikanischen Ortes, in dessen rosendurchdufteten Gärten und behaglichen Landhäusern gutmütige Philisterseelen ein stillzufriednes Dasein führen. Die Respektabilität der Leute ist mit einem wahrhaft genialen Humor gezeichnet, der durch die feine Linienführung nichts an Kraft einbüßt.

Wir sehen zunächst den Rektor des Ortes. Dr. Howe ist ein gutmütiger, wohlmeinender Mann, der sich weder mit Spekulationen quält, noch sonderlich um das Seelenheil seiner Gemeindeglieder sorgt. Seine Ansichten sind nie von der Tradition seiner Kirche abgewichen, nachdem er jugendliche Zweifel ein für allemal aus Bequemlichkeit zum Schweigen gebracht hat. Er ist Hauptvertreter jener Respektabilitätsreligion, zu denen alle seine Freunde und Gemeindeglieder gehören. „Er läßt den lieben Gott einen guten Mann sein," ist ein Feind des Lärms, der Unruhe, der Eisenbahnen, ein Freund des Fischens und behaglicher Spaziergänge. Seine Tochter Lois, ein liebes, harmlos fröhliches Kind beinahe noch, fühlt sich nur wohl in freier Luft; man sieht sie vor sich, schmetterlingsgleich, von Blume zu Blume eilend, Blumen sammelnd, die Zimmer mit Blumen schmückend. Aber als das Geschick an sie herantritt, ist sie bereit, um eine Schuld der Unachtsamkeit zu sühnen, ihr junges Leben, ihr Glück zum Opfer zu bringen. Doch wird sie vor diesem Irrtum bewahrt und findet endlich in dem Manne, der sie von Kind auf geliebt und in dem sie lange nur den Bruder sehen konnte, den Halt, der ihrem Wesen das erforderliche schöne Gleichgewicht verleiht. Der Charakter dieses Mannes, des jungen Rechtsanwalts Gifford Woodhouse, ist vielleicht neben dem der Heldin der anziehendste des ganzen Buches. Schlicht, fest, männlich, reif, von früh an auf sich selbst beruhend: man möchte wohl in allen kritischen Lebenslagen einen

solchen Freund zur Seite haben. Er ist der wohlthuende Ausdruck für die Sicherheit in allen Angelegenheiten des praktischen Lebens und die Kunst, diese zugleich mit höherm, sittlich ernsten Geiste zu durchdringen — eben was wir an den besten, den gebildetsten seiner Nation so hoch stellen. Man merkt es ihm nicht an, daß er bei ältern Tanten, den beiden Fräulein Woodhouse aufgewachsen ist, deren altjüngferliches Auftreten und Gebahren, deren irrige Schlüsse in Bezug auf die um sie her sich abspielenden Ereignisse den Leser stets in eine wohlthuende Heiterkeit versetzen. Man glaubt ihre blitzblanke, lavendeldurchduftete Häuslichkeit vor sich zu sehen, und ihre altmodischen Seidenkleider bald fröhlich, bald ärgerlich knistern zu hören.

Sie vereinigen sich einmal wöchentlich zu einer Whistpartie in des Rektors Hause, zugleich mit dessen gestrenger, nur auf äußerliche Ehre haltenden, hochfahrenden Schwester, Tante Dale und ihrem schwachen, an der Seite dieser kalten Frau darbenden Gatten. Um sich über die Hohlheit seines von keinem Berufe ausgefüllten Rentnerdaseins hinwegzutäuschen, fristet er den glimmenden Docht seines nach Höherem verlangenden Wesens mit Romanlektüre. Das letzte Mitglied der Whistpartie ist der kleine, vertrocknete alte Herr Denner, Junggeselle, Rechtsanwalt, ohne je seinen Beruf auszuüben. Er spielt die Orgel im Gottesdienste und hält sich schadlos für das tonlose Liturgieverlesen des Rektors durch pathetisches, dramatisches Verlesen seiner eignen Abendandacht, deren Inhalt ihm Nebensache ist, da er sich nur an dem ergreifenden Klange der eignen Stimme erbaut.

Helene, Johns Frau und Heldin des Buches, früh verwaist, ist in dem Hause ihres Onkels Howe aufgewachsen. Sie ist eine Gifford verwandte Natur. Selbständig, fest, klar, das einmal Ergriffne festhaltend, unbeirrt von Einflüssen Andrer, ist ihr hervorragendster Charakterzug der einer unbestechlichen Wahrhaftigkeit und einer sittlichen Entschlossenheit und Kraft, die nie versagt, wo es gilt, die Folgen ihres Thuns auf sich zu nehmen. Dadurch gewinnt sie etwas Heroisches und überschreitet doch nie die zarten Grenzen des Weiblichen. Doch lag von jeher in ihr das halb unbewußte Verlangen nach vollerem, intensiverem Leben, als ihre Umgebung hatte und bedurfte.

Ihr Glaube, sagt die Verfasserin, war vielleicht mehr die Entwicklung ihrer eignen Natur als der Lehren ihres Onkels.

Liebe zum Guten bedeutete ihr thatsächlich Liebe zu Gott. Der Himmel war für sie Gerechtigkeit und die Hölle das Fernsein von allem, was das Beste und Wahrste ist. Sie fühlte nicht, daß die Seele erst im Tode von der Hölle ergriffen werden könne. Ihr Glaubensbekenntnis war ganz einfach und kurz und wurde doch die Thür, durch welche Gram und Geduld Einzug bei ihr halten sollten: der Schmerz der Welt, das Geheimnis der Sünde und die Hoffnung auf jenes in weiter Ferne liegende göttliche Ereignis.

Auf der andern Seite sehen wir nun zunächst John Ward, den Helden unsrer Geschichte, den wir aus dem Verlauf der Handlung näher kennen lernen werden. Von ihm heißt es:

Seine Verstandesanlage war derart, daß er es nicht zu fassen vermochte, daß der Glaube Veränderungen von Zeit und Verhältnissen unterworfen sein könne. Was seine Seele einmal ergriffen hatte, konnte ihm nicht mehr wachsen; es verhärtete sich zum Glaubensbekenntnis, in dem er völlig befriedigt ruhte. Nicht, daß er nicht mehr Licht gewünscht hätte; er konnte einfach nicht fassen, daß es mehr Licht geben könne.

Hinter ihm stehen die Aeltesten seiner Kirche, vortrefflich gezeichnet; namentlich der Aelteste Dean, mit dessen Fanatismus und geistlichem Hochmut sich in eigentümlicher Weise Verschlagenheit, Geriebenheit, Taktlosigkeit und Gewinnsucht eint. Die Abstufungen zwischen dieser und Johns Gesinnungsweise treten in den verschiedensten, lebensvoll geschilderten Mitgliedern von Johns Gemeinde und seinen Kollegen zutage. —

Das Buch beginnt mit Johns und Helenens Hochzeit, bei welcher Gelegenheit die Abneigung ihrer Verwandten gegen die Persönlichkeit ihres Erwählten den Leser schon aufmerken läßt. Aus der lieblichen Idylle ihres Heimatortes Ahhurst sehen wir Helene dann in die geräuschvolle Fabrikstadt Lockhaven versetzt, in der John, unter einem armen, verkommnen, trunksüchtigen Proletariat, wie ein Engel des Lichts, mit rastloser Aufopfrung und Hingebung waltet. Die Kinder hängen sich an ihn, mißhandelte Frauen atmen auf bei seinem Erscheinen, und stumpfsinnige Trunkenbolde weiß er aufzurütteln und ihnen Vorsätze zu neuem Leben einzuflößen. Freilich durch Angst vor ewiger

Verdammnis und furchtbaren Höllenstrafen, die er ihnen sowohl von der Kanzel, als wo er sie sonst trifft, in krassester Weise vorzuhalten pflegt. Doch die Leute verlangen nach diesen sensationellen Erregungen in der Kirche, weil sie sich nicht den Luxus des Theaters gestatten können, wie die Frau eines andern Predigers, obgleich selbst glühend von der Notwendigkeit dieser Predigtweise überzeugt, Helene einmal auseinandersetzt.

Diese selbst kann sich mit dieser Anschauungsweise nun gar nicht befreunden. Sie hat John geliebt und geheiratet um seiner selbst willen, seiner edlen, lautern, sittlich hohen, über allem Niedern stehenden, wahrhaftigen Natur, die in ihrer Einfachheit und Einfalt einer schlichten Größe keineswegs entbehrt. Sie hat sich, bevor sie ihn gekannt, nie viel um religiöse oder gar theologische Probleme gekümmert und nach seinen Ansichten nie gefragt. Er hingegen, der sich nie mit andern als mit theolologischen Fragen und dem Problem, möglichst viele Seelen vor der zukünftigen Verdammnis zu erretten, beschäftigt hat, empfand diesem schönen Geschöpf gegenüber zuerst etwas von „der Gewalt, die alle Wesen bindet"; er liebte, er wurde Mensch. Und mit der Reinheit eines Kindes und der Unmittelbarkeit des Naturmenschen wirbt er um sie, sobald er sich dessen bewußt wird. Er tritt zu ihr ins Zimmer und sagt: „Ich wollte dir nur sagen, daß ich dich liebe!" Es kamen ihm freilich Bedenken, ob er, der Prediger, an einem Joche ziehen dürfe mit der Ungläubigen; denn daß sie einige Lehrsätze nicht glauben kann, ist Sünde in seinen Augen. Aber alle Zweifel lösen sich ihm in der jubelnden Zuversicht, daß es gilt, ihre Seele zu retten, und welch herrlichere Aufgabe kann es für ihn geben?

So empfinden wir denn zunächst nur das überschwängliche Glück zweier Menschen, die sich lieben. In ihrer Gegenwart vergißt er theologische Bedenken; sie ist ihm wie „Sonnenschein im Zimmer" und der Ausdruck von Liebe und Zärtlichkeit aus dem Munde dieses Mannes, der nicht einmal weiß, was Phrasen machen heißt, gewinnt etwas unsäglich Rührendes. Ihr zu Liebe unterläßt er auch das Dräuen von der Kanzel und das Ausmalen aller Schrecklichkeiten der Höllenstrafen. Die Gesänge in der Kirche, die der Chor sich gedankenlos einübt, ohne sich der furchtbaren Dinge, die er fröhlich besingt, bewußt zu werden, weichen solchen, die ein wirklich christliches Gepräge tragen, und er beschwichtigt sein Gewissen mit dem Auskunftsmittel, er dürfe Helene nicht von vornherein abschrecken. Ja, fast gewinnt es den Anschein, als könne es ihr gelingen ihn davon zu überzeugen, daß er die Leute lieber locken solle mit Schilderungen von der Lieblichkeit und Schönheit von Frömmigkeit und einem Leben der Heiligung, statt sie wie bisher durch Drohungen von der Sünde abzuschrecken.

An einem Winterabend entsteht eine Feuersbrunst. Die am zugefrornen Flusse aufgestapelten Holzvorräte der zahlreichen Sägemühlen brennen wie Zunder. Eine Frau vermißt ihr Kind, und ein als unverbesserlicher Trunkenbold berüchtigter Mann geht, man weiß nicht recht ob in einem Anfluge von Edelmut oder im Rausch, in die Flammen um das Kind zu retten, das unterdeß an einer andern Stelle aufgefunden wird. Der Mann aber bricht, herausstürzend, tot zusammen. Bei der Schilderung der nun folgenden Szenen, die sich im Innern der ärmlichen Häuslichkeit des Verunglückten abspielen, wird der Leser ergriffen von der Kraft realistischer Darstellung. Der Schmerz seines armen Weibes, der ungeschickt nach Worten ringt; ihre Liebe, stärker als der Tod, die weder die Mißhandlungen des rohen Gesellen, noch das Elend, in das er sie und die Kinder gebracht, haben ertöten können, kommen in ergreifendster Weise in der Frage an John zum Ausdruck, ob er nun, da er doch unbekehrt gestorben sei, ewig im Höllenfeuer büßen müsse? Und John kann seiner Ueberzeugung nach nicht anders, obwohl er die heroische That, in welcher der Mann den Tod gefunden, bewundert, und obwohl es ihm beinahe das Herz bricht — er muß ihr sagen, es sei ewiglich keine Hoffnung für ihn vorhanden! Doch aber wolle Gott ihr durch diese schwere Prüfung seine Liebe beweisen. Wie das arme gequälte Weib da zusammenbricht und von einem Gotte, der sie liebe und ihren armen Mann ewig verdamme, nichts mehr wissen will — das gehört zu den ergreifendsten Partien des Buches. Helene, tief erschüttert, geht andern Tages zu dem armen Weibe, um ihr diese schauderhafte Meinung zu benehmen; sie macht sich nicht klar, daß sie ihren Mann damit vor seiner Gemeinde des Irrtums zeiht: das Mitleid läßt sie nicht überlegen. Und es gelingt ihr auch, der Frau die Hoffnung einzuflößen, daß Gott nicht weniger barmherzig sein könne als die Menschen und nicht ewiglich zürne. Aber auf deren Einwendung, daß es doch so in der Bibel stehe, weiß sie keine Bibelstellen für ihre Annahme anzuführen, und als ihr ihres Mannes Meinung entgegen gehalten wird, weiß sie nichts zu sagen als, er werde gewiß auch bald zu dieser Ansicht kommen.

Charakteristisch ist es nun aber für die Macht und das Ansehn der Kirche und ihrer Lehre dort, daß das Weib, bestürmt von den entsetzlichen Aeltesten und andern Gemeindegliedern, Helenens Trost das nächste Mal von sich weist und sie nur immer versichert, sie hasse zwar Gott, der ihren Mann ewig verdammen könne, glaube aber doch, daß alles so in Richtigkeit sei, denn sie wisse, was im Katechismus stehe und lasse sich davon nicht abbringen!

Diese Begebenheit wird der Angelpunkt der weitern, tragischen Entwicklung. Sie ist die Veranlassung, daß Helenes Ketzerei in der Gemeinde bekannt wird, Unruhe hervorruft und die Besorgnis der Aeltesten erregt, daß sie sich verbreiten könne, besonders da die Tochter des Aeltesten Dean, Helenens Magd, schon davon angesteckt ist. John erfährt davon auf eine raffinirte Weise, in einer geheimen Sitzung, welche die Aeltesten zu dem Zwecke feierlich in der Kirche abhalten. Nun beginnen schwere, innre Kämpfe für ihn. Er glaubt durch seine Nachgiebigkeit am Anfang, durch die übergroße Liebe zu seinem Weibe, diese in seinen Augen schwere Verschuldung veranlaßt zu haben. Sie weiß nicht, was ihn quält und in seinem Wesen so verändert, bis sie aus seinen Predigten, in denen er ärger als zuvor die Schrecken der ewigen Wiedervergeltung ausmalt, erfährt, wie die Sachen stehen. Es folgen nun Auseinandersetzungen der beiden Gatten über diesen Punkt, die zu keinem Ergebnis führen.

Aber auch ihre gegenseitige Liebe zu einander bleibt völlig unberührt von der Verschiedenheit des Standpunktes. Keiner dieser wahrhaftigen Menschen kann sich auch nur zu der geringsten Nachgiebigkeit verstehn. Er vermag einzig in seinem starren System zu verharren und kann ihre Auffassung, daß die Hölle schon hier auf Erden sei und sich in den Folgen der Sünde auf die Charakterentwicklung zeige, nur Auflösung göttlich geoffenbarter Thatsachen sehen. Seine Aeltesten verlangen wiederum Rechenschaft von John, ob seine Frau nun bekehrt sei; sie wollen sie vor ihr geistliches Gericht laden. Dagegen sträubt sich jedoch sein ritterliches Gefühl, und es ist ihm ganz willkommen, daß Nachrichten aus Abhurst Helene veranlassen, einmal persönlich die frühere Heimat aufzusuchen. So kehrt sie zum ersten Male nach Jahresfrist dahin zurück. Wie sehr empfindet der Leser mit ihr die Unwirklichkeit ihrer frühern Verhältnisse, an die sie, nach dem intensiven innern Leben des einen Jahres, kaum wieder eine Anknüpfung findet. Es entspinnt sich nun eine eifrige Korrespondenz zwischen ihr und John. Er wendet alle Ueberredungskunst der Liebe auf, um sie zu bekehren; aber alle Argumente die ihm überzeugend scheinen, prallen ab an ihrem: Gott helfe mir ich kann nicht anders! Sanft und bestimmt antwortet sie ihm; aber ihre Einwendungen, was denn überhaupt auf Ansichten ankomme, wenn man sich so lieb habe, wie sie beide — gleiten eben so fruchtlos an ihm ab. Sie reist endlich ab, strahlend im glückseligen Vorgefühl des Wiedersehens, — und kehrt nachts zurück in das Haus ihres Onkels, vernichtet, schattengleich. Auf der Eisenbahnstation hat sie noch einen Brief ihres Mannes empfangen, der ihrem und seinem Lebensglück den Todesstoß gegeben. In heißem Kampfe vor Gott, bereit, seine Stimme zu hören und seinen Willen zu thun, ist es ihm gewesen, als vernehme er in seinem Innern die Entscheidung des Ewigen selbst. In dem Dunkel der Schwankungen und des Zweifels, vernimmt er die Weisung, durch bittern Schmerz sein Weib, das er mehr liebt als sich, deren Seele es zu retten gilt vor ewigem Verderben — zu Gott, zur Wahrheit zu führen. Sie soll nicht eher wieder zu ihm zurückkehren,

als bis sie in der Trübsal der Trennung geläutert, die Wahrheit erkannt hat.

Dies trifft Helene wie der Pfeil des Todes; denn sie fühlt es sofort, daß das, was er hofft und erbittet, nie eintreten kann. Und doch hört sie nicht auf, auch hier die größte, innigste Liebe heraus zu fühlen, und weiß, daß er nicht anders gekonnt, wenn er sich selbst treu bleiben wollte.

Keiner der Ihrigen kann sie begreifen. Sie wollen sie bereden, zu John zurückzukehren. Der Onkel reist selbst hin, um ihm den Standpunkt klar zu machen, und es ist wundervoll geschildert, wie John nicht das leiseste Verständnis hat für die Rücksicht auf das Urteil der Welt und dem Onkel in das Gewissen redet, wie er als Geistlicher dies als ausschlaggebend anführen könne.

Die innre Verachtung, die der Rektor gegen die mangelnde weltliche Bildung des Dissenterpredigers empfindet, fühlt der Leser bei der Schilderung von Johns magrer Bibliothek, bei deren Anblick dem Rektor seine eignen, stattlich gefüllten Bücherreihen zum Vergleich einfallen. Ueberhaupt liegt ein großer Reiz des Buches darin, daß wir nicht Reflektionen über die Menschen und ihr Thun empfangen, sondern mit ihnen leben, sie reden hören und sie förmlich vor Augen sehen.

So bleibt Helene auch der Trost versagt, von den Ihrigen verstanden zu werden. Sie sehen in John nur den herzlosen Fanatiker, und so treffen wir sie häufig in tiefstem Jammer an dem Grabe ihrer Mutter, und hören sie vergebens nach der längst Verstorbnen rufen.

Einzig Gifford Woodhouse, der in Lockhaven Zeuge ihres Glückes gewesen, ist groß genug veranlagt, um Johns Handlungsweise zu begreifen. Zuletzt findet sie sogar in ihrem Onkel Dale unerwartetes, und um so köstlicheres Verständnis. Er sagt ihr, daß es ihm mehr bedeute als er sagen könne, einmal erlebt zu haben, daß es eine solche Liebe gebe!

So schleichen die Monate dahin, ohne daß eines vom andern hört. Da ruft ein Telegramm sie an Johns Kranken- und Sterbebett! Rastloses äußres Arbeiten, innres Kämpfen und asketisches Leben haben ihn in eine schwere Krankheit gestürzt. Dem Verlangen sie noch einmal zu sehen hat er erst nachgegeben, als keine Hoffnung auf Genesung mehr vorhanden. Er ist nun überzeugt, Gott hat durch seinen Tod besiegelt, daß er sein Opfer angenommen habe, und Helene wird nun das Heil erkennen. Zu schwach, um viel zu fragen, erfüllt von der Seligkeit, sie um sich zu haben, stirbt er in den Armen des Weibes, das er mehr liebte, als Leben und Glück.

Und sie kehrt heim in Frieden: „Ich habe ja ein Leben wirklich gelebt.“ Das ist ihr Trost, aber auch ihr einziger. Denn merkwürdig, durch diese Erfahrungen ist ihr die Möglichkeit, irgend etwas von religiöser Offenbarung zu glauben, gänzlich verloren gegangen. Als Gifford ihr sagt, wie anders die Seele des Entschlafnen wohl jetzt diese Dinge im Lichte der Ewigkeit ansehen werde, will sie davon nichts hören. Wie tief sie und John unter der Trennung gelitten, geht aus ihren Worten hervor, daß der Gedanke, er könne sich noch jetzt nach ihr sehnen, ihr unerträglich sei; lieber Schlaf und Vergessen:

Ich bin wie eine, die im dunkeln wandelt, aber gen Osten schaut. Ich kann mich nicht trösten mit dem schwachen Kerzenschimmer der Erinnerung oder Sehnsucht und es für Licht halten. Vielleicht wird das Licht meinen Augen nie aufgehen, aber ich kann warten, denn ich glaube, daß es irgendwo Licht geben muß!

Dies das einzige Bekenntnis, das je über ihre Lippen kommt. C B

Gustav-Adolf-Verein und Diaspora

(Kleine Konfirmandenanstalten in Posen) Der Hauptverein der Gustav-Adolf-Stiftung in der Provinz Posen wendet sich in einem fliegenden Blatte (Nr. 5, Mai 1889) an die Glaubensgenossen, sonderlich an die Gustav-Adolf-Frauenvereine, zu Gunsten kleiner Konfirmanden-Anstalten der Provinz. Die Diaspora-Nöte der letztern sind ja im allgemeinen bekannt; in dem weit ausgedehnten Lande steht einer halben Million meist armer Evangelischer eine doppelt so große Anzahl Katholiken entgegen. Während in Sachsen eine Pfarrgemeinde durchschnittlich ein drittel Quadratmeile groß ist, beträgt ihr Umfang hier durchschnittlich neun Mal so viel; ja in einem Kreise bilden die über 60 Ortschaften zerstreuten Evangelischen eine Gemeinde, während die vierfach große Zahl der Katholiken 16 Gemeinden bilden. — Was wird unter solchen Verhältnissen aus dem Konfirmandenunterricht? Welche Wege zum Pfarrort! Von den etwa 17000 Kindern, die im vorigen Jahre den Konfirmandenunterricht besuchten, hatten rund 3200 über 6, 1390 über 9, 560 über 12, 130 über 15 bis zu 28 Kilometer, also über 5000 Kinder über eine Meile zum Unterricht zurückzulegen. Hunderte müssen, um dahin zu gelangen, Winters im Morgengrauen ausbrechen, um im Finstern wieder nach Hause zu gelangen. Eine große Zahl von Konfirmanden hat nur katholische Schulen besuchen können; mit äußerster Beschwer werden durch die Fürsorge der Schulaufsichtsbehörde wohl die evangelischen Kinder mehrerer katholischen Schulen zu ein oder zwei Stunden evangelischen Religionsunterrichts gesammelt: offenbar ein kümmerlicher Notbehelf, auf den zur Zeit 6621 Kinder angewiesen sind. Was wird da aus der Konfirmation?

An große Konfirmandenhäuser läßt sich bei solchen Zahlen und der herrschenden Armut nicht denken. Aber an Konfirmandenanstalten in der einfachsten Form: in den Pfarrhäusern. Zwei Geistliche der Provinz haben in ihre Pfarrhäuser, der erste 14 Mädchen, der andre zuerst gleichfalls 14 Mädchen, dann 24 Knaben aus der eignen und einigen Nachbargemeinden aufgenommen. Konfirmandenstuben waren nicht vorhanden; so hat der Gemeindekirchenrat auf dem Boden durch Brettverschlag einen Schlafraum hergestellt. Eiserne Bettstellen dienen zugleich als Schulbänke; die Lebensweise ist der häuslichen gleich denkbar einfachst. Hier lebten die Kinder 6 Wochen als Gäste des Pfarrhauses; Pfarrer und Pfarrerin waren die Pflegeeltern; bei den Mädchen half eine Lehrerin, bei den Knaben ein junger Lehrer; der Pfarrer erteilte Konfirmanden-, der Lehrer überhaupt noch Religionsunterricht nach festgestelltem Plane. Der Erfolg, von Schul- und Kirchenbehörde geprüft, war ein außerordentlicher.

Auf diesem Wege will man fortschreiten. An die Pfarrfamilien wird damit eine große Anfordrung gestellt, und sie sind, wie das fliegende Blatt sagt, in der Provinz Posen an Opfer gewöhnt. Die Anstalt kann — mit dem leicht beweglichen Inventar — von diesem Hause in jenes wandern. Nur die Geldfrage macht Schwierigkeit.

Selbstverständlich müssen dem Pfarrer seine Auslagen ersetzt werden. Die Kosten jenes ersten Males sind von einigen Wohltäthern, Gustav-Adolf-Frauenvereinen, gedeckt worden. Das Inventar für 14 Kinder kostete 600 Mark, an Unterhaltungskosten kamen auf das Kind den Tag 35 Pf., einschließlich der Nebenkosten, auch Erhaltung der Lehrkräfte, 56 Pf.; die Unterhaltung eines Kindes kostet also für die 6 Wochen seines Aufenthalts 25 Mark.

Das ist es, wofür der Posensche Gustav-Adolf-Verein um Handreichung bittet. H

(Aus der Slowakei) Unsre Leser erinnern sich vielleicht noch einer kurzen Mitteilung, die in Nr. 12 dieses Jahres über die trostlosen Zustände in der lutherischen Diasporagemeinde Nemes-Kosztolány, Ungarn, gegeben wurde.

Die geschichtliche Entwicklung dieser Gemeinde giebt ein Bild von den gewaltigen Anstrengungen, mit denen die evangelischen Bewohner der Slowakei für ihren Glauben kämpfen mußten und noch heute müssen. Die Entstehung der Gemeinde Nemes-Kosztolány fällt in den Anfang der Reformation, denn bereits im Jahre 1611 wird sie in kirchlichen Dokumenten als antiqua ecclesia bezeichnet. Aus den zwei Jahrhunderten, in den die Evangelischen Ungarns so viel zu leiden hatten, hat auch sie manche traurige Episode in ihren Annalen zu verzeichnen. Ihre erste Kirche, in der Nachbarortschaft Simony erbaut, wurde ihr 1685 mit Gewalt weggenommen. Mit schwerer Mühe gelang es ihr, das auf Simony gesetzlich inartikulirte Recht der Religionsausübung auf Nemes-Kosztolány zu übertragen. 1734 erhielt sie durch königliches Reskript die Erlaubnis, in Nemes-Kosztolány ein Gotteshaus zu bauen. Der Glaubenseifer der wenigen dort wohnhaften Grundbesitzerfamilien hat schon 1736 die Kirche, das Pfarr- und Schulhaus fertiggestellt, freilich dies alles in sehr bescheidner Ausführung. Im Laufe der Zeit haben sich dann die die Gemeinde einzig und allein erhaltenden Grundbesitzerfamilien — mit Ausnahme einer einzigen — zerstreut oder sind ausgestorben, und seitdem fristet die Gemeinde ein kümmerliches Dasein. Von ihrer Wichtigkeit als evangelische Glaubensstation und zugleich von den außerordentlichen Schwierigkeiten, unter denen sie heute leidet, macht man sich einen Begriff, wenn man bedenkt, daß sie — außer den 32 Gliedern der Muttergemeinde — auf einem Flächenraume von 6 bis 7 Quadratmeilen noch 150 bis 180 andre in 93 (!) Ortschaften zerstreute evangelische Seelen kirchlich zu versorgen hat. Um wenigstens die Erhaltung des Pfarrers zu ermöglichen, der mit einem Einkommen von etwas über 300 fl. (500 Mark!) sich kümmerlich durchhelfen muß und dennoch in wahrhaft selbstverleugnender Weise auf seinem Posten ausharrt, hat die Gemeinde schon 1873 die Lehrerstelle eingehen lassen müssen, und ihre 15 bis 20 schulpflichtigen Kinder sind infolge dessen auf römisch-katholische Schulen angewiesen. Die traurige Folge davon ist, daß die Kinder — im römischen Geiste aufgezogen — ihrer Kirche entfremdet werden und meistenteils früher oder später aus ihr austreten. Die kirchlichen Gebäude, die seit langer Zeit keine verbessernde Hand an sich erfahren konnten, sind in dem denkbar kläglichsten Zustande; das Pfarrhaus, das mehr einer Ruine als einem Wohnhause gleicht, enthält kein einziges bewohnbares Zimmer mehr, sodaß der Pfarrer anderweitig seine Wohnung zu suchen sich genötigt sieht. Die gründliche Reparatur des Pfarrhauses, die auf 6000 Mark veranschlagt ist, muß als dringende Notwendigkeit gelten; die Gemeinde sieht sich völlig außer stande, die Kosten aufzubringen. Die Existenz dieser kleinen, aber darum nicht weniger bedeutungsvollen Diasporagemeinde ist aufs

äußerste bedroht, und wenn nicht bald umfassende Hilfeleistung geschieht, so ist ihr Untergang mit Bestimmtheit zu erwarten.

Angesichts dieser Not werden die Leser der Christlichen Welt gewiß eine offne Hand für die Gemeinde haben.

(Schlesien) Zwei schlesische evangelische Gemeinden, die zu Patschkau im ehemaligen Fürstentum (Bistum) Neisse, welche eine Kirche zu bauen sich genötigt sieht, und die Gemeinde zu Naumburg am Queis, im Kreise Bunzlau, Regierungsbezirk Liegnitz, die eines Schulhauses bedarf, aber von Schulden vom Kirchbau her gedrückt ist, bitten dringend um Unterstützung. Da mögen die Gustav-Adolfleute, sonderlich aber die Schlesier in aller Welt zu Hilfe kommen. H

Von der Heidenmission

(Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage) von G. Warneck. Gütersloh, Bertelsmann 1889; 1,50 Mark.

Es ist hohe Zeit, daß eine solche ebenso nüchtern wie gründlich gehaltne Besprechung der Sklavenfrage erscheint. Wer nur einigermaßen mit dieser vertraut war, konnte sich im Laufe des letzten Jahres oft eines Lächelns nicht erwehren, wenn er die schier unzähligen Zeitungsartikel über Sklavenjagden, Sklavenhandel und ihre Bekämpfung las; es trat darin oft eine unglaubliche Unwissenheit zu Tage. Selbst der Korrespondent der Kölnischen Zeitung für Kolonialangelegenheiten, der die afrikanische Sklaverei mit eignen Augen gesehn hat, konnte sich vor einiger Zeit zu folgenden seltsamen Auslassungen versteigen:

„Trotz dem beständigen Steigen der Sklavenpreise sind noch heutigen Tages in Ostafrika die Esel teurer als die Menschen. Ein kräftiger Arbeiter oder Lastträger wird durchschnittlich mit 100 bis 120 Dollars (zu etwa drei Mark) bezahlt. Die höchsten Preise erzielen natürlich die „Surias" für den Harem, deren die wohlhabendern Araber gewöhnlich drei, vier, fünf oder sechs haben. Junge hübsche Negerinnen sind stets gefragt und erzielen gewöhnlich 50 bis 150 Dollars (Geld, nicht Brief), während Abessinierinnen schon mit 200 bis 500 Dollars bezahlt zu werden pflegen. Für die gelegentlich von Dschedda in Arabien nach Sansibar verschifften Tscherkessinnen aber muß sich jeder Araber, der an einen derartigen Luxus denkt, auf Phantasiepreise gefaßt machen. Durch die Lektüre von „Onkel Toms Hütte" und andern sensationellen, aus Amerika stammenden und die ehemaligen amerikanischen Zustände auch wohl zutreffend schildernden Erzählungen sind wir einigermaßen daran gewöhnt, die Sklaverei als den Inbegriff aller Scheußlichkeit anzusehn. Es bedarf deshalb schon eines längern Aufenthalts in tropischen Sklavenländern, um uns zu überzeugen, daß, so verwerflich auch die Sklavenjagden sind, die im heutigen Afrika übliche Form der Sklaverei nichts weiter als eine von der europäischen verschiedne, und zwar in mancher Hinsicht mildre Form der Arbeitsleistung ist. Mehr als neun Zehntel aller Sklaven von Sansibar oder von Kamerun würden, wenn man ihnen die Freiheit anböte, die sorgenlose Sklaverei vorziehen. Wer ehrgeizig ist — und thatsächlich sind es bloß die Ehrgeizigen, die sich loskaufen — kann, so wie in Sansibar oder in Kamerun die Verhältnisse liegen, bei mäßiger Energie unschwer den zum Loskauf benötigten Privatbesitz ansammeln. Giebt es doch ebenso wie in Kamerun auch in Sansibar der Sklaven nicht wenige, die selbst wieder Sklaven halten. Das Los unsrer deutschen oder gar der englischen Fabrikarbeiter würde wohl kein einziger dieser angeblich so beklagenswerten Sklaven gegen sein eignes einzutauschen gewillt sein. Es ist mir noch kein urteilsfähiger Forscher vor Augen gekommen, der nicht bei längerm Aufenthalt in tropischen Sklavenländern eine von der in Europa herrschenden gänzlich verschiedne Ansicht über die Sklaverei gewonnen hätte. Beklagenswert sind die Sklavenjagden, beklagenswert ist auch die barbarische Form des Transports. Sind aber die Sklaven erst einmal in festen Besitz übergegangen, so ist ihr Los nichts weniger als beklagenswert. Manche Leute behaupten sogar, daß eine mildre und der Eigenart des Negers besser zusagende Form der Arbeitsleistung überhaupt nicht denkbar sei. Mißhandlungen der arabischen Herrn gehörigen Sklaven kommen äußerst selten vor. Kann doch jeder Sklave ebenso gut wie jeder Freie zum Sultan gelangen und durch Richterspruch des Kadi seinen Verkauf und den Uebergang in den Besitz eines andern Herrn erzwingen."

Diese Sätze, die nebenbei gesagt, in einer Form gehalten sind, die dem Ernste der hier behandelten Sache sehr wenig entspricht, zeugen von der Oberflächlichkeit, mit der auch angesehne Zeitungen diese Frage behandeln. Obgleich auch in den vorstehenden Zeilen ein Körnchen Wahrheit liegt, so wimmeln diese doch zugleich von Uebertreibungen und irrtümlichen Anschauungen. So vergleiche man, um nur eins zu erwähnen, einmal das, was hier von jedem „urteilsfähigen Forscher" und seinem Urteil über die Sklaverei gesagt ist, mit dem Vermächtnis des großen Livingstone, der der Vater der neuern Antisklavereibewegung ist und dem wohl auch die Kölnische Zeitung zugestehn wird, daß er ein „urteilsfähiger Forscher" gewesen ist. Aber der zitirte Artikel ist charakteristisch für die Billigkeit, mit der man sich über zeitgemäße Fragen ausspricht, es mag dabei noch soviel Thörichtes unterlaufen, und eben um deswillen begrüßen wir das vorliegende Buch Warnecks, dessen Stimme unsern Lesern etwas gilt, mit besondrer Genugthuung. Es giebt Leute genug, denen es ein Bedürfnis ist, über eine so wichtige Zeitfrage, wie die afrikanische Sklaverei es für uns geworden ist, sich gründlich zu unterrichten.

Wir kennen in der vorhandnen Litteratur keine Schrift, die die Sklavenfrage geschichtlich und theoretisch erschöpfend behandelte. Eine solche kann auch jetzt noch gar nicht geschrieben werden, denn dazu wären

Vorarbeiten nötig, die bisher erst zum kleinsten Teile gethan sind. Darum hat Warneck sich auf die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage beschränkt; doch bringt das Buch weit mehr als der Titel besagt. Ausgehend von dem mittelalterlichen Sklavenhandel, der leider ganz auf Rechnung christkatholischer Völker zu setzen ist, streift der Verfasser bei seinen geschichtlichen und theoretischen Auseinandersetzungen fast alle mit dem Sklavenhandel in Beziehung stehenden Zeitfragen. Die Thorheit eines modernen Kreuzzugs, wie Lavigerie ihn predigt, wird ebenso schlagend nachgewiesen, wie die kolonialpolitische Ausbeutung der gegenwärtigen humanen Bewegung durch die in Ostafrika beteiligten Kreise. Das macht das Buch so überaus zeitgemäß und für die weitesten Kreise unsrer Gebildeten interessant.

Den meisten Gewinn hat natürlich der Missionsfreund von der Lektüre. Wer sich länger mit der Mission beschäftigt hat, wird dabei ohne Zweifel schon manchen tiefern Einblick in diese Frage gewonnen, zugleich aber auch das Bedürfnis empfunden haben, sein Urteil zu klären und eine prinzipielle Stellung zu diesem tief eingewurzelten Uebel in der mohammedanischen Welt zu gewinnen. Hierzu bietet das Buch die beste Gelegenheit. Es deckt die tiefsten Zusammenhänge zwischen der Sklaverei und den sozialen Verhältnissen auf unsern Missionsgebieten, besonders der Vielweiberei und der Arbeitsfrage, auf und zeigt, wie das an tausend Fäden hängende Uebel nur durch die langsame, das Volksleben aus dem Grunde erneuernde Arbeit der Mission einst völlig überwunden werden kann. Alles in allem können wir nur sagen: Wer der die Welt bewegenden Sklavenfrage nicht gleichgiltig gegenübersteht, sollte das vorliegende Buch nicht ungelesen lassen. P

(Mission und Sklaverei) Vortrag mit einem Nachwort von P. R. Herdieckerhoff (Freundschaftliche Streitschriften Nr. 16); Barmen, Wiemann; 30 Pfge.

Wem die Zeit fehlt, Warnecks vortreffliche Broschüre zu lesen, der versäume wenigstens nicht, von diesem interessanten Vortrage Kenntnis zu nehmen. Er behandelt die vorliegende Frage kurz und gut. Den Schluß bildet ein römisches Satyrspiel, in dem der Redaktion des „Märkischen Volksblattes" die Hauptrolle zugefallen ist. P

(Der gegenwärtige Stand der Kols-Mission mit besondrer Berücksichtigung der Landfrage) von Missionar Dr. Nottrott. Berlin W., Potsdamerstraße 31, Buchhandlung der Goßnerschen Mission, 1889. 25 Pfge.

Die bedrängte Goßnersche Mission hat jüngst einen Notschrei ausgehen lassen: hier ist der Kommentar dazu. Das uns von einem mitten in der Missionsarbeit stehenden Manne gebotne Stimmungsbild aus Indien verdient es, in den weitesten Kreisen, wo man mit Verehrung den Namen des seligen Goßner nennt, gelesen zu werden, wenn es auch ein sehr trauriges Blatt aus der Missionsgeschichte ist, das dabei vor unsern Augen entrollt wird. Auf der einen Seite die Habgier der heidnischen Hindus, die die Herrschaft im Lande haben, auf der andern Seite die schlauen Jesuiten, die für den Uebertritt zum Romanismus goldne Berge versprechen, in der Mitte das der Auflösung entgegengehende Volk der Kols, das seine besten Freunde, die evangelischen Missionare nach vielfacher Verkennung jetzt eben erst recht zu schätzen und zu lieben lernt — das ist der Inhalt der Broschüre, die einen Sonderabdruck aus der Allgemeinen Missions-Zeitschrift von Warneck darstellt. Möge es der Schrift gelingen, die alten Freunde der Goßnerschen Mission zu neuer Bethätigung ihrer Liebe zu ermuntern und neue zu gewinnen. P

(Missionslesestücke für Kinder) Aus dem kleinen Missionsfreund von † J. C. Wallmann. Leipzig, Buchhandlung des Vereinshauses, 1889; 0,60 Mk.

Das sind Kindergeschichten, um die wohl mancher Kinderschriftsteller den, der sie geschrieben hat, beneiden wird. Auf 114 Seiten stehen 30 Erzählungen aus der Mission, so schlicht und klar, daß jedes Kind, das lesen kann, sie versteht, und zugleich so duftig und zart, daß sie jedem erwachsnen Leser einen ästhetischen Genuß bereiten. Es ist, wie mancher Pastor oder Lehrer und manche Mutter wohl aus Erfahrung weiß, nichts Leichtes, die Missionsgeschichten dem kindlichen Verständnis anzupassen. Hier bei Wallmann kann man es lernen. Je weniger uns die jetzt im Umlauf befindliche Missionslitteratur für Kinder befriedigt, um so willkommner sind uns diese Geschichten. Im Interesse der Mission können wir nur dringend wünschen, daß sie in der vorliegenden Form viele Leser finden. Wir richten aber zugleich an alle diejenigen unsrer Leser, die etwa bei der Herstellung von Lesebüchern für die Schule ein Wort mit zu reden haben, die angelegentliche Bitte, diese Sammlung von Missionslesestücken im Hinblick darauf durchzusehen; manches daraus eignet sich in hervorragender Weise, die Neuauflage eines Lesebuches zu bereichern. P

Verschiednes

(Das Mainzer Journal) hat in Nr. 194 vom 21. August alles überboten, was seitens der ultramontanen Presse in Beschimpfung Luthers und Lästrung unsres Bekenntnisses neuerdings geleistet worden ist. Da Reichsbote und Kreuzzeitung die Aeußrung weiterberichtet haben, können wir darauf verzichten, die Spalten unsres Blattes mit ihrer Wiedergabe zu beflecken. Dankbar würden wir unsern Lesern sein, wenn sie uns davon benachrichtigen wollten, falls irgend ein katholisches Blatt so viel moralischen Mut beweisen sollte, die unerhörte Ausschreitung zu bedauern und zu rügen. Ob die Bischöfe jenen Artikel kannten, als sie ihren Fuldaer Hirtenbrief erließen? Ausführlich äußert sich zur Sache das Hessische Evangelische Sonntagsblatt, Nr. 37 vom 15. September (C. F. Winterſche Buchdruckerei Darmstadt). Dem deutschen

Christenvolke bietet sich aber jetzt eine neue Gelegenheit, Luther aus seinen Schriften kennen und lieben zu lernen. In unserm Anzeigeteil ist über die Braunschweiger Ausgabe von Luthers Werken für das christliche Haus eingehender Bericht erstattet; wir wollen sie hiermit vorläufig kurz empfohlen haben. R

(Massenverbreitung guter Schriften) Mit Geschick und Energie schafft der schon mehrfach erwähnte Verein für Massenverbreitung guter Schriften sich Bahn. Er hat seinen Sitz in Weimar, dort am Herderplatze befindet sich seine Kanzlei, dort wohnt sein Generalsekretär Dr. Fränkel. Ein weitrer Vorstand von unbegrenzter Mitgliederzahl steht dem engern Ausschuß zur Seite; in letzter Sitzung wurden einige hervorragende Zentrumsabgeordnete hinzugewählt: v. Frankenstein, Graf Preysing, Lender, Hitze. Der Verein darf und kann auf die Hoffnung nicht verzichten, auch in das katholische Deutschland Eingang und Ausbreitung zu finden; die jüngste Konferenz der Bischöfe in Fulda hat denn auch sein Unternehmen freundlich begrüßt: unter der Voraussetzung, daß die religiösen Gefühle der Katholiken geschont werden. Das wird natürlich geschehn; aber in der Zeit des Sebastian Brunner und Baumgärtner wird es schwer sein, mit unsrer vorhandnen Litteratur den Ansprüchen in dieser Richtung zu genügen. Leider merkt man noch wenig, daß man auch evangelisch-kirchlicherseits, in den Kreisen der innern Mission, der Sache die verdiente Aufmerksamkeit widmete. Von dem, was der Verein will, soll demnächst ein Probeheft ein Beispiel bieten. Es wird die Novelle Zschokkes „Der tote Gast“ enthalten, die eben in ihrer Harmlosigkeit, aber auch um ihres spannenden, zuweilen fast aufregenden Inhalts willen für den Zweck besonders geeignet erschien. Es wird hier wie sonst ohne gelinde Streichungen nicht abgehn. Vor Beginn der eigentlichen Vertriebsarbeit wird es gelten, als solide Grundlage ein ansehnliches Kapital zu sammeln: es ist Hoffnung, das zu gewinnen. Wenn die Beunruhigung, die in den Kreisen des alten Kolportagegeschäfts sich bereits bemerklich gemacht hat, eine Besserung der von ihm verbreiteten Schriften bewirkt, so wird man sich über diesen ersten Erfolg des Weimarer Unternehmens nur freuen können. Wer dem Vereine näher treten will, wende sich um Satzungen u. s. w. an Herrn Dr. Fränkel, Weimar, Herderplatz 9. R

(Die Heiligsprechung des Columbus) Graf Roselly de Lorgues befand sich kürzlich im Vatikan und überbrachte eine Bittschrift, die das Verlangen ausspricht, es möge dem Christoph Columbus der Ehrentitel Venerabilis zuerkannt werden. Dieser Titel ist bekanntlich die erste Stufe auf der Leiter, die zur Kanonisation führt. Diese seltsame Bittschrift hat nicht weniger als achthundert Unterschriften, darunter von Patriarchen, Bischöfen und Prälaten aus aller Herren Ländern; ihr Original befindet sich in Genua in der Bibliothek des G. Baldi, der sich um die Sammlung von Schriften über Columbus verdient gemacht hat. Es naht bekanntlich die Zentenarfeier der Entdeckung Amerikas, für die sich auch die Kirche rüstet. In der Metropolitankirche zu Genua sollen großartige religiöse Funktionen zur Ausführung gelangen. Leider sind die Motive, die für Erteilung des Titels Venerabilis geltend gemacht werden, nicht an die Oeffentlichkeit gelangt; auch verlautet nichts darüber, ob der Papst beabsichtigt, sich in Columbus einen neuen Fürsprecher zu erwerben. T

(Der St. Johannistag) wurde ehedem in Florenz glänzend begangen. Zur Zeit der Medizäer fanden dann prunkvolle Prozessionen, spanische Darstellungen und Volksfeste großen Stiles statt; auch fehlten ritterliche Schauspiele nicht. Von diesen Festen ist kaum eine Erinnerung übrig. Am Festtage dieses Jahres war die übliche kirchliche Funktion in der alten Kirche St. Giovanni, wo auch die Reliquien des St. Johannes, des Schutzpatrons von Florenz, ausgestellt waren. Sie werden in einem kostbaren Silbergefäße verwahrt, das mit Edelsteinen geziert ist. Am Abend war der Domplatz, sowie die Kuppel des Domes illuminirt. Früher pflegte auch der Turm des Palazzo vecchio zu strahlen; in diesem Jahre blieb er dunkel. — Die Feier der St. Johannisnacht in Rom ist der ansehnliche Rest eines heidnischen Bacchanals. Auf dem Lateranplatze versammelt sich dann halb Rom; alle Stände sind vertreten; die ganze Nacht wird bei Essen, Trinken, Jubel und Musik verbracht. — Einst war St. Johannes der Täufer einer der größten Heiligen auch in Neapel. Heutzutage tritt sein Fest in den Hintergrund, denn die alten Heiligen werden durch die neuen verdrängt; am meisten aber schaden die neuen Madonnen den uralten Heiligen. Großartig, wie früher die St. Johannisfeier, ist heutzutage das Fest der Madonna del Carmine, ein Bacchanal der schlimmsten Sorte. T

Zur Beachtung

Vorliegende Nummer ist als Probenummer in größrer Auflage gedruckt. Die Verlagshandlung versendet sie unentgeltlich in beliebiger Anzahl: wir bitten davon Gebrauch zu machen. Noch mehr empfehlen wir die bewährte Einrichtung monatlicher Probestellugen: man bezeichne eine Adresse und lege 50 Pfennige bei, so verschickt die Verlagshandlung vier aufeinander folgende Nummern an den Adressaten mit einer bezüglichen unterrichtenden Bemerkung.

D V D H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Ein cand. theol. sucht Stellung vom 1. Dezember bis Ostern d. J. Gefl. Adr. a. d. Exped. d. Bl. sub **F. F. 863.**

Wer von den Lesern der christlichen Welt hilft mir durch Schenkung passender Bücher bei der Gründung einer christlichen Volksbibliothek in meiner armen Gemeinde? Allen Gebern herzlichen Dank im Voraus.

Frohnhausen b. B., Hessen-Nassau. **Erwin Gros**, Pfarrvikar.

Zwei junge Leute, welche sich in Zurückgezogenheit aufs Examen vorbereiten wollen, finden freundliche Aufnahme in einem Pfarrhaus im Gebirge. Offerten unter **W. E. 1864** an die Expedition.

Luthers Werke für das christliche Haus

Herausgegeben von Pfarrer Lic. Dr. Buchwald, Prof. Dr. Kawerau, Konsistorialrat Prof. Dr. Köstlin, Pfarrer Lic. Rade, Pfarrer Ew. Schneider

Erste Folge: Reformatorische Schriften
Erstes Heft:
Sermon von den guten Werken
Mit einem Bildnis D. Martin Luthers nach Lukas Kranach
Preis 30 Pfennig

Plan zur Durchführung unserer neuen Volks-Ausgabe von Luthers Werken

Wie sich im Hause jedes gebildeten und jedes Bildung suchenden Deutschen unsere Klassiker finden, so sollten auch in der Bibliothek jeder guten deutschen Familie wenn nicht die „Sämtlichen Werke“ Luthers, so doch alle bedeutenderen Schriften unseres großen Reformators in einer gut ausgewählten, möglichst umfassenden Ausgabe vorhanden sein.

Unsere Ausgabe von Luthers Werken für das christliche Haus soll diesem Zweck entsprechen. Daß sie aber in diesem Sinne durchgeführt wird, dafür bürgen wohl jedem, der über Luther und Luther-Forschung jemals gehört oder gelesen hat, die Namen der oben genannten Mitarbeiter.

Die Herausgabe erfolgt in einzelnen nach Art des vorliegenden thunlichst in sich abgeschlossenen Heften von durchschnittlich 5—6 Bogen Umfang in ungefähr 3wöchentlichen Zwischenräumen.

Wir veranstalten zwei inhaltlich genau übereinstimmende und nur äußerlich (durch Format, Papier und Umschlag) verschiedene Ausgaben.

I. Ausgabe A: Wohlfeile Ausgabe
Jedes Heft zum Preise von 30 Pfg.

Der bei der gewählten guten Ausstattung gewiß billig bemessene Preis wird jedem die Anschaffung ermöglichen, zumal das lieferungsweise Erscheinen der Hefte den Bezug noch mehr erleichtert.

II. Ausgabe B: Größere Ausgabe (d. h. in größerem Format)
Preis jedes Heftes: 50 Pfg.

Sie unterscheidet sich von der wohlfeilen Ausgabe außer durch ihr größeres Format durch den mit äußerster Sorgfalt auf besonders starkem und gutem Papier hergestellten Druck sowie entsprechend feinem Umschlag.

(Wird nur in beschränkter Auflage gedruckt.)

Eine Reihe von Heften — durchschnittlich 10 — ergeben eine Folge (einen Band) nach folgender Einteilung von Luthers Schriften.

Erste Folge: Reformatorische Schriften. (Sermon von den guten Werken. — Vom Papsttum zu Rom. — An den christlichen Adel. — Von der babylonischen Gefangenschaft. — Freiheit eines Christenmenschen. — Menschen Lehre zu meiden. — Wider den falsch genannten geistlichen Stand. — Vom Brauch geistlicher Freiheit u. s. w.)

Zweite Folge: Schriften verschiedenen Inhalts (z. B. vom Wucher; Kaufgeschäften; Ermahnung an Fürsten und Bauern; ob Kriegsleute auch im seligen Stand; vom Türkenkriege; vom Dolmetschen; über Schulen; von Ehesachen u. s. w. — Luthers Lieder, Tischgespräche, Briefe u. s. w.).

Dritte Folge: Polemische Schriften.

Vierte Folge: Erbauliche Schriften.

Jeder Schrift geht eine kleine Einleitung vorauf, um dem Leser sowohl über den geschichtlichen Zusammenhang wie über den Wert der einzelnen Arbeit als Denkmal der Reformation, Religion, Litteratur, von Luthers Persönlichkeit, Schreibart, Klassicität u. s. w. Auskunft zu geben.

Jede Folge erhält ein anderes Bildnis des Reformators.

Eine kurzgefaßte Lebensbeschreibung Luthers, aus der Feder des Herrn Pfarrer Lic. Martin Rade, wird, wenn möglich, schon mit Schluß der zweiten Folge zur Ausgabe gelangen.

(Für den Fall, daß sich genügende Beteiligung findet, sollen, im Anschluß an die obige Ausgabe, in 3 weiteren Folgen (30 Heften) eine Auswahl der hauptsächlichsten theologischen Fachschriften Luthers gebracht werden, welche wir, da sie meistens doch nur für Gelehrte, insbesondere für Theologen von Interesse und Wichtigkeit sind, bei der Anlage unserer Volks-Ausgabe ausgeschlossen haben. Bestellungen hierauf können jedoch jetzt noch nicht angenommen werden, sondern gegebenen Falls erst bei Beginn der letzten Folge unserer 4bändigen Ausgabe, wozu wir im Laufe der Herausgabe durch weitere Bekanntmachungen auffordern werden.)

Bestellungen macht man vorläufig nur auf die **Ausgabe in 4 Folgen.** — Einzelne Hefte werden **nicht** abgegeben.

Das 2. Heft erscheint Anfang Oktober und enthält 1. **Die 95 Thesen,** übersetzt und eingeleitet von Professor Dr. Kawerau. — 2. **Vom Papsttum zu Rom,** mit Einleitung von Pfarrer Ew. Schneider. — 3. **Den Artikel von der Donatio Constantini,** durch Luther verdeutscht und mit einer Vorrede, Glosse und Nachschrift versehen 1537, eingeleitet von Pfarrer Lic. M. Rade.

Das 3. Heft bringt Luthers **Sendschreiben an den christlichen Adel deutscher Nation: Von des christlichen Standes Besserung** und soll Ende Oktober zur Ausgabe gelangen.

Um dem wertvollen Innern auch ein entsprechendes äußeres Kleid zu geben, wird die Verlagshandlung darauf bedacht sein, den Bestellern am Schlusse jeder Folge eine gedigene geschmackvolle Einbanddecke zu billigem Preise zu liefern.

Braunschweig, im Juli 1889.

Die Verlagshandlung
C. A. Schwetschke und Sohn
(Appelhans & Pfenningstorff).

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine litterarische Beilage von der Agentur des Rauhen Hauses in Hamburg und Carl Classen in Stuttgart